

Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 4. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Hesten. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 1/2 M. Berlin, 11. Februar 1894. Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 1/2 M. XXI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Ein moderner Midas.

Von Marie von Olfers.
Erinnerungen.

In dem dunkelsten Winkel einer großen Stadt wohnten meine Eltern. Es fließt dort ein trübes, faules Wasser, und das mag der Grund sein, weshalb diese ungesunden, übelriechenden Hinterhäuser um ein Billiges an armes Volk vermietet werden, welches das Schicksal als Unterfutter geschaffen hat für das reiche Prunkkleid des Bevorzugten.

Vater und Mutter sollen ein stattliches Paar gewesen sein. Ich bin bald darauf erschienen und schon damals in geborgte Lumpen, in die Windeln der Armuth, gehüllt worden, aber ich brachte noch die Kraft anderer Lust, anderer Nahrung mit; ich sah nicht aus wie die Zimmer-

geschöpfe mit alten Gesichtern, die sie dort Kinder nannten.

Meine Eltern stammten aus besseren Ständen; das heißt, sie hatten genug vom Luxus-Leben mitgemacht, um ohne dessen Bedingungen nicht existiren zu können.

Die Mutter, Jungfer in einem reichen, altadligen Hause, sie war auf dem Gute geboren, hatte als Kind mit den Comtesseu gespielt; der Vater war Bursche des fürstlichen Bräutigams der ältesten Tochter. Daraus folgte ganz natürlich, daß, als sich sein Herr um die schöne Comtesse bewarb, er sich an das reizende Jungferchen machte.

Im Sommer, ohne Sorgen, liebt es sich gut, alles blüht und keimt selbstverständlich.

Wer denkt an den Winter?



Der Köchin Augentrost.



Wilderer.



Der Herr Lieutenant.



Verstümmelter Infanterist.



Bauer aus dem Pukerthal.



Der beleidete Führer.



Das Gigerl.
Charakter-Köpfe.

Dort saßen die Leute, stidten, stridten, plätteten, fältelten, schrieben sich zu Tode. Wurde eins hinausgetragen, fand sich gleich ein neues, um den alten Kreislauf zu beginnen.

Sie beklagten sich kaum, lebten fort in stumpfer Gleichgültigkeit, als gehöre es sich so.

Nur wer fremd hinein kam, schien das Gift dieser Atmosphäre als verderbenschwanger zu empfinden, — gerade wie einem Stadtluft nach Landluft, die über Wiese und Wald streicht, drückend erscheint.

Mein armer Vater erfuhr das. Er war noch ein junger Bursche, als man ihn, nach kurzem Aufenthalte dort, todt aus dem schlammigen Sumpfe des kleinen Canals zog.

Aber er kam unaufhaltsam; für den Fürsten und seine Braut als froher Hochzeitstag, als neues Leben, für Vater und Mutter wie der Anfang des Todes.

Nach vielen schweren Thränen wurde meine Mutter aus dem Hause gejagt. Sünde und Schande fanden dort kein Obdach.

Warum sollte es auch? Die Herrschaften waren ganz in ihrem Rechte.

Dem Fürsten that es leid, der Vater war ihm bequem; er suchte ihn zu halten. Wenn er sich von der Mutter los sagte, konnte er bleiben; einem Manne schadet ja derlei nicht, weshalb wollte er so dumm sein, sie zu heirathen?

Mein Vater war aber dumm. Die Leute sagten: „Er hat sie lieb, das ist sein Unglück“; so kam es auch. Er zog mit der Mutter, nachdem sie getraut worden, in dies dunkle Armenviertel. Von hier aus hofften sie

wieder aufwärts zu steigen in die Sphäre, in der ihnen wohl war, aber dieser Abgrund verschlang alles wie ein hungriges Ungeheuer.

Glend, Krankheit faßte sie; meine Geburt war der Tropfen, der den Becher der Sorgen überfließen machte. Dann kam das Ende, wie es tausendmal in solchem Fall eintritt.

Bernünftige Leute sagten, Fleiß und Arbeit würden sie gerettet haben, — möglich, es fehlte aber an Kraft und Energie.

Nicht jeder bekommt diesen Schwimmgürtel mit, um sich beim Schiffbruch auf der hohen See des Lebens zu retten.

Der Vater trug jeden Groschen, den er erwarb, hinüber zum Vetter in die rauchige kleine Schenke; dort fand er, was er allein noch wollte: in traumhafter Seligkeit vergessend, daß er zu diesem ekelhaften, hungern- den Lumpengefindel mit Frau und Kind gehörte, als der Elendsten einer.

Hier ließ ihn auch das in Ruh, was die Leute sein Herz nannten, dies rastlos mahnende, klopfende Ding, das ihm zu Zeiten den Athem benahm. Es war Schuld an allem.

Ich bin anders gewesen, von Kind auf. Wenn jeder für sich selbst sorgt, dachte ich, sorgt er auch für die Welt am besten. Als sie den Vater aus dem Canal zogen, — einige meinten, er sei in der Trunkenheit versunglückt, — glaubten die Nachbarn: „Nun ist's aus, nun macht sie auch ein End.“ Sie besprachen schon, wie gut es wäre, weil ich dann in das Waisenhaus käme; aber meine Mutter betrog mich darum.

Wieder sagten die Leute: „Ihr Herz hängt zu sehr an dem Kinde, es läßt sie nicht fort.“

Sie nährte mich; ich trank wie ein Vampyr ihr Blut. Man begriff nicht, daß ich gebieh; ich fraß alles, was ich hinunter bekam, ein anderer wäre daran erstickt. Ich ging auf wie eine Dampfmaule, wurde ein dickes, rosiges, dunkelrothiges Bübchen, die Schönheit der ganzen Krüppelgemeinde; man hat es mir oft erzählt, vor allem die Seligkeit meiner Mutter. Nie ist ein Kind heißer geliebt worden; sie schwelgte in meinem Anblick, als könne es all ihren Hunger stillen, körperlich und geistig. Wie ein Cannibale zehrte ich sie geradezu auf, im wahren Sinne des Wortes. Ihre Schönheit verwelkte, eine gelbe Haut überzog dürrig hervorstehende Knochen; trotz ihrer Jugend ward sie vor der Zeit ein gebrechliches, altes Mütterchen.

Die noch junge Bäckerfrau von drüben wurde ganz zornig, wenn ich immer wieder den Beck verkehrte, den sie heimlich der Mutter zusteckte.

„Dieser Vengel,“ schalt sie, „wird sich schon selbst etwas verschaffen, der kommt nicht um, so einem Egoisten fehlt es nie im Leben; immer finden sich Dumme, die sich ihm in ihrer einfältigen Herzensgüte opfern.“

Bis zuletzt hielt und fütterte mich die Mutter, als wäre ich ein Prinz. Was kümmerete es sie, wenn sie deshalb in Lumpen ging. Während ich in ihrem Bette schnarchte, nähte sie manche Nacht hindurch. Sie frisierte, putzte, wusch auf, wo es Ball oder Hochzeit gab.

„Die hat keine Talente,“ versicherte die alte Keller-Hanne, „ohne den Klotz am Bein könnte sie noch ihr Glück machen.“

Ich hörte diese Reden, die sie mit Vorliebe in meiner Gegenwart hielten, mit Genugthuung; mein Werth wuchs dadurch in meinen Augen, denn daß die Mutter den Klotz für ihren größten Schatz hielt, das wußte ich, darauf war ich stolz.

Aber nicht nur bei ihr hatte ich diesen bevorzugten Platz; es gab noch ein Wesen, das ebenso thöricht war; die kleine Verwandte drüben aus der Schenke, ein Mädchen, etwa zwei Jahre jünger als ich. Mir schien sie damals viel älter. Sie trug mir alles zu, was sie konnte. Mit welcher Anmuth sie gab! Als thäte ich ihr einen Gefallen es anzunehmen, und doch ging es fast ebenso knapp bei ihr zu wie bei uns; dabei sah sie so appetitlich sauber aus, mit dem gestickten Röckchen und weißen Krägeln, die blonden Böpfe glatt um den zierlichen Kopf gewunden.

Sie war eine Waise und lebte bei einem fast immer betrunkenen Großvater; dort hatte sich mein Vater den Tod geholt. Ich warf es ihr oft vor; sie schien trotz ihrer Unschuld es als eine Art Schuld zu empfinden, verdoppelte ihre Güte gegen mich, gegen meine Mutter, deren größter Trost sie immer blieb, selbst in der letzten, ansteckenden Krankheit, wo alles sich scheute und uns verließ.

Es verging kein Tag, an dem wir nicht zusammen saßen. Viel zu thun gab's drüben für sie nicht, ihre Handarbeit brachte sie mit. Ich seh' uns noch am Rande des Canals sitzen, glücklich und zufrieden.

Wir waren beide fleißig von Natur, ich im höchsten Grade ehrgeizig. Die Schule öffnete uns die Thore der Welt, durch die es auf die große Straße ging, die

jeden hinaufführen konnte zu den höchsten Spitzen. Meine Pläne waren hochstehend; aus mir sollte etwas ganz Besonderes werden.

Meine Lehrer meinten das auch; ich bekam Lob über Lob, Prämien, lernte herabsehen auf die dummen Schwachen, die sie die Guten nannten. Solche kamen nie an das Ziel.

Die kleine Lisa machte bescheidenere Ansprüche.

„Ich möchte nur mit Dir zusammenbleiben, Gabriel, für Dich nähen, flicken, Dir die Wirthschaft führen.“

Ich lachte dann und meinte: „Erst muß man eine Wirthschaft haben! Auf mich wirst Du nicht warten können, ich gehe, sobald ich kann, in die weite Welt, mein Glück zu machen, und werde ein reicher und ein großer Mann.“

„O, ich habe Geduld!“ antwortete das Mägdlein, „ich kann lange warten.“

Wegen meiner Schönheit hab' ich manchen Groschen bei den Malern als Modell verdient, ich war nur inso- weit stolz auf sie, als sie mir Geld einbrachte.

Mich, den tollern, kühnen, zu jedem Wagniß bereiten Burschen, verließ aber nie ein sittliches Gefühl, das mich, trotz mancher Verjuchung, vor Gemeinheit bewahrte.

Ich hatte mir eine ganze Bande verwegener Ge- sellen zusammengelesen, deren Haupt ich war; be- wundert, angestaunt folgten sie mir blind; für wenig Gewinn wurde manchmal Leben und Gesundheit auf das Spiel gesetzt.

Lisa schwandte, wenn ich ihr davon erzählte; ich that es mit Vorliebe und hörte gern ihr Flehen, mich nicht zu verderben für hier und dort. —

Meine Mutter starb. Nun kam eine große Ver- änderung. Trozig stand ich an ihrem Sarge; ich ver- dachte es ihr, daß sie mich so verwöhnt und verzogen, um mich nun, da sie mich verlassen, desto schärfer Noth und Mangel fühlen zu lassen. Mit einer Art Zorn wandte ich mich von diesem Antlitz ab, dem die letzte Qual solch ein trostloses Leidensgepräge aufgedrückt. Kein Kummer, sondern ein elendes Gefühl von Bosheit erfüllte mich; ich hätte alles um mich her zer schlagen mögen, am ersten die mitleidigen Nachbarn, die mich heulend umstanden, darunter die Frau Bäckerin, über deren frische Wangen die Thränen wie Bäche flossen. Sie sah mich scheu von der Seite an, als wäre ich eine gefährliche Bestie.

„Den willst Du in unser Haus nehmen?“ raunte sie erschrocken ihrem Mann zu. Ich hörte es.

„Er ist eine tüchtige Kraft,“ antwortete der, „ich hab's der Mutter und Lisa versprochen; glaubst Du, ich fürchte mich vor so einem? Taugt er nichts, zerdrücke ich ihn wie eine hohle Nuß.“

Ich dachte: „Versuch's nur, und Du wirst sehen, was geschieht.“ Ich ein Bäckerlehrling! Das fiel mir nicht ein.

Lisa brachte mich zurecht. „Arbeit ist keine Schande,“ sagte sie, „es sei, welche es sei, der Bäcker giebt guten Lohn; wo willst Du sonst das Geld herbekommen zu Deinen großen Plänen?“ Sie hatte Recht, vernünftig war ich bei all meiner Tollheit. Mit der Verdienste gewann man viel bei mir. Ich schätzte Geld sehr hoch, höher selbst als meine Freiheit. So verging der Tag; am Abend saß ich still in der Kammer; ich saß in einem dunkeln Winkel, — Licht hatte ich nicht. Dann kam der Mond. Sein Schein strich über das Gesicht meiner todtten Mutter, ich wußte es, aber ich hob das Tuch nicht, das es deckte, zu einem letzten Abschied. Ich hoffte, wenn sie sie erst fortgetragen hätten, würde ich erlöst sein von diesem dumpfen Drucke der Qual, der auf mir lastete.

Da öffnete sich die Thür, und Lisa trat ein; sie trug einen kleinen Strauß. Ich sah, sie hatte ihr ganzes Gärtchen auf dem Fensterbrette dafür geplündert. Ein Duft von Basilicum erfüllte den Raum.

„Was soll das Unkraut?“ herrschte ich sie an.

„Sie liebte die Blumen so sehr,“ flüsterte das Mädchen, „und Besseres hatte ich nicht.“

„Sie liebt jetzt nichts mehr!“ fuhr ich auf, „das wenigstens ist sie los! — Besser, Du hättest die Töpfe verkauft, drüben beim Gärtner, da könnten wir jetzt Semmeln essen,“ sezte ich höhnisch dazu.

„Psui!“ sagte sie erschreckt, „die Mutter hatte es anders um Dich verdient.“

„Der Vater wohl auch!“ rief ich frech, „der mag ihn haben, der ist der Klügste gewesen und hat noch nie etwas von uns bekommen.“

Damit nahm ich den Strauß aus ihrer zitternden Hand und schleuderte ihn zum Fenster hinaus, hinunter in den Canal. Sie sagte nichts, faltete die Hände und sezte sich zur Mutter.

„Komm her!“ brummte ich, „die braucht Dich nicht mehr.“

„Armer Junge!“ flüsterte sie und schlüpfte zu mir. Eine Weile saßen wir stumm. Mir wurde besser; ich wußte damals nicht weshalb. Der Mond kam und

belauchtete ihr liebliches Gesicht, das mit solcher Sorge mir zugewandt war.

Ich betrachtete sie ganz als mein Eigenthum.

„Armer Junge!“ wiederholte ich rauh, „das sollst Du bald nicht mehr sagen; geben sie mir nicht freiwillig ein anderes Leben hier, so suche ich es mir wo anders.“

Sie rückte etwas von mir fort, dann aber reichte sie mir die Hand. „Zu unredlichen Mitteln greiffst Du nicht,“ sagte sie überzeugt, „das weiß ich besser als Du selbst.“

„Du kennst mich am Ende überhaupt besser, wie ich mich selbst,“ antwortete ich höhnisch.

„Es ist wohl möglich, Gabriel! Ich habe Dich wenigstens weit lieber als Du Dich selbst hast.“

„Einfältig Mädchen!“ rief ich.

„Ich glaube das bin ich, Gabriel, denn ich habe Dich lieb, und Du, Du machst Dir wenig aus mir.“

„Gut bin ich Dir wohl,“ versicherte ich von oben herab, „aber was hilft uns das jetzt. Jetzt muß ich erst mein Glück erobern; ich bin weise, Lisa, viel weiser, als die Leute denken; benutzen will ich sie wie Steine, wie Staffeln, auf denen ich emporsteige, um dann auf sie herabzusehen.“

„Mir dünkt,“ flüsterte Lisa, „Heraufsehen ein größeres Glück.“

„Das ist ein Weiberglück!“ rief ich, „für uns gilt ein anderes Gesez.“

„Wenn Du Dich nur nicht irrst, Gabriel; sind unsere Herzen nicht gleich?“

„Du weißt, die Leute sagen, ich habe keines, und ich mag auch keines.“

Als sie die Mutter am anderen Morgen auf den Friedhof gebracht, ging ich noch einmal zurück in unser altes Loch. Wie die Geier hockten sie dort über den Lumpen. Dem gehörte dies, jenem das. Ich machte bald Ordnung und verhandelte, was mir noch blieb, so theuer ich konnte.

„Der kennt kein Mitleid!“ sagte die Keller-Hanne, „als ich einer Elenden das Stück entriß, das sie heimlich fortschleppen wollte, der ist anders als seine Eltern.“

„Ich will auch anders sein!“ schrie ich empört, „ich will nicht sein wie dies Bettelpad!“

Sie kreuzigten und segneten sich über diese lästerlichen Redensarten, mir aber gefiel's, ihnen auf diese Art zu imponiren.

Ich lächelte zufrieden die gewonnenen Groschen und fing mein neues Leben an, drüben im Bäckerhaus.

Voll Ehrgeiz mich hervorzuthun, wußte ich, was ich bei der Arbeit werth sein konnte.

Der Meister war entzückt, stellte mich seinen anderen Gesellen zum Muster. Nur die Bäckerfrau konnte mich nicht leiden, nannte mich gefährlich und wußte mir überall etwas anzuhängen. Es entstand eine offenbare Feindschaft zwischen uns, so viel auch Lisa versuchte, mich verträglich zu stimmen. Je länger wir bei einander waren, je schlimmer wurde es.

Dem Bäcker machte dies Spaß, er hegte noch, wo er konnte. Eine ganze Schar pausbäckiger Bursche gehörte zur Familie, vierschrötig, rosig wie die Mutter, der Jüngste ein köstliches Ding, das eben auf die Füße gekommen war.

Sie theilten durchaus nicht die Gefühle der Mutter, hingen an mir, wie die Fliegen am Honig.

Was konnte ich auch alles! Mühlen machen, Pfeil und Bogen schnitzen, Pfeifen schneiden. Dann alle die herrlichen Wippen, Schaukeln, etwas gefährlich, aber deshalb doppelt lochend.

Oft lag die Bäckerin dem Meister im Ohr, er möge den Verkehr der Kinder mit mir hindern.

Der antwortete sehr klug, das wäre, als wolle man den Spaken die Kirschten verbieten.

So trieb ich meine Teufelskünste noch mit besonderer Lust, weil es sie, meine Feindin, ärgerte.

Nebenbei hatte ich einen Liebling darunter, gerade den Kleinsten, der auch der Tollste war. Das ging immer kopfüber, kopfunter. Er kannte keine Gefahr; woher auch? Er hätte sich, wer weiß wie oft, schon aus dem Fenster gestürzt, wäre nicht seine Wärterin ihm immer auf den Hacken gewesen.

Wie anders waren die kleinen Geschöpfe, unter denen ich aufgewachsen war. Wie verständig, wie besorgt um ihr elendes Dasein. Nie hatte ich ein echtes, fröhliches Kind gesehen.

Dieser tolle, goldblodige Johannes war eines. Wie der lachte, tobte, jauchzte!

Uebrigens wurde er mir nur heimlich anvertraut, wenn die Eltern es nicht sahen oder fort waren, und die Magd ihrem eigenen Vergnügen nachgehen wollte.

Mit Lisa traf ich noch täglich zusammen. Sie war strahlend, daß ich so brav geworden.

„Ich hab's immer gemußt!“ sagte sie, „wie würde sich Deine Mutter freuen!“

„Von der Schweige!“ rief ich, „sie ist todt, es ist, als

ob Du das Elend wecktest; soll der vergangene Jammer immer wieder aufstehen? Nein! Besser, eines weiß vom andern nichts, wenn es nur Sorgen sind; nichts mehr, als daß es heraus ist aus all der Noth."

"Und all die Liebe, die darin lag, Gabriel, soll die auch todt sein?"

"Wem half sie etwas? Mir nicht. — Kinder," fuhr ich fort, "mögen sich nach der Mutter sehnen, ich bin kein Knabe mehr."

"Darf man sich nicht nach Mutterliebe sehnen, wenn man groß ist, Gabriel? Ich sehne mich noch täglich danach. Man sagt, so lieb wie eine Mutter könne einen niemand haben, und ich glaub's, ich sah's ja bei der Deinen."

"Und was hatte sie davon? — Den Tod. Hüte Dich vor solcher Liebe, Lisa! Es dankt es Dir niemand, hüte Dich! — Eine Weile halte ich noch hier aus, dann gehe ich fort, ich habe nicht den Ehrgeiz, Bäckermeister zu werden."

"Was willst Du denn nur, Gabriel? Du bist bei braven Leuten, gern gesehen, Deine Zukunft ist gesichert; der Meister sprach schon davon mit mir."

"So," entgegnete ich spöttisch, "habt ihr alles abgemacht? Wenn mir nun aber die Zukunft nicht paßt? Ich will ganz anders hoch hinaus; ich will mehr!"

"Der Herr Pfarrer hat Recht," sagte sie traurig, "je mehr man hat, je mehr begehrt man."

"Wichtig, und wo etwas ist, kommt leicht mehr hinzu. So haben es alle gehalten, die voran wollten im Leben. Du kümst auch weiter, wenn Du nicht immer bei Deinem trunkenen, alten Großvater stehst!"

"Wer sollte denn bei ihm aushalten, wenn ich es nicht thäte? Er war doch der Vater meiner Mutter."

"Immer diese Kette von Rücksichten! So schleppt man das Elend weiter. Reiß Dich los, wie ich. Du könntest lange frei sein. Warum hast Du den Vorschlag der reichen Dame nicht angenommen, die Dich auf so schöne Reisen mitnehmen wollte?"

"Weil ich den Großvater lieb habe, Gabriel, mein Fleckchen Heimat liebe; was hätte ich davon, wie ein loses Blatt in der Welt herumzufliegen?"

"Jeder nach seinem Geschick! Darüber werden wir uns nie verstehen. Pflege Dein ruppiges Basilicum, Deinen verläuderlichten Großvater, wenn es Dich glücklich macht, — ich brauche mehr!"

1.

Das Loch, das freundliche Leute einen Laden nannten, war freilich kein Aufenthalt, für den Lisas Anhänglichkeit verständlich erscheinen konnte. Schwarz, rußig, im Winter verträuchert, im Sommer verstaubt und voller Fliegen, — seine Besucher Strolche schlimmster Art.

Es war bekannt, daß der gutmüthige Vater Lieblich niemand verachte, daß der anmüthige Name ein Hohn sei auf dies kupferfarbige Antlitz, auf die biersafartige Gestalt.

Er redete klug mit jedem, trank mit jedem, erfreute sich großer Popularität. Die schmutzigsten Buben, die für ein paar Pfennig kauften, behandelte er ebenso ehrfurchtsvoll wie seine besten Kunden. Die besten Kunden waren freilich die gefährlichsten Bursche.

Meist lebte Vater Lieblich in einem seligen Rausche, der den Charakter zärtlichster Menschenliebe trug und seiner unnebelten Seele fremde und eigene Schäden barmherzig verhüllte. Immer auf der Rippe, dicht am Vantrott, hielt er sich wie ein Nachtwandler auf dem Dachstuhl.

"Es liegt nur an Lisa, sonst wäre alles längst zusammengebrochen," sagte die Bäckerfrau; "wenn man einen Engel im Hause hat, schützt Gott das Dach."

Das Mädchen zeigte sich nur selten im Laden; er war ihr ein Dorn im Auge, mit seiner Gemeinheit und Schmutzerei. Aber einen Großvater bildet man nicht um, am wenigsten, wenn er sich für den Weisesten der Weisen hält und von Morgen bis Abend Moral predigt. Ihre Mutter, deren Geschick ein sehr tragisches gewesen, spielte darin zu Lisas Dual eine große Rolle.

Der Alte drohte und fluchte, wenn er den Vater nannte, der ganz jung im Kriege gefallen war.

"Du könntest eine Gräfin sein, und was bist Du nun?"

Sie hatte keine Antwort darauf, arbeitete still fort, schaffte Brod in das Haus und unterhielt die Wirtschaft fast allein. Zur Aufwartung kam eine Matrone, die man für einen verkleideten Mann halten konnte; sie besorgte die Reinigung der Schenke, warf die Betrunknen, wenn sie es zu arg machten, hinaus, worunter nicht selten ihr eigener Herr war.

Ganz auf der anderen Seite des Hauses, wie eine Lase in dieser Wüste der Nothheit, lag Lisas Kämmerchen. Dort kam die Sonne hin, die den Schnapsladen mied, dort wohnten tausend billige, kleine Freuden, die der Besitzerin werther waren, als mancher ihre Brillanten und Edel-

steine: das keimende Pflänzchen, aus dem Walde geholt, die Rose im Glase, der Gesang des Canarien-Vogels, den unter ihr der Gemüsekramer besaß. Was machte es, daß er einem anderen gehörte, da seine lieblichen Triller und Läufe zu ihr heraufklangen.

Dort wurde sogar Vater Lieblich ein besserer, weinte, den dicken Kopf auf den Tisch gelegt, seinen Rausch und seine Sünden aus, gelobte Aenderung, faßte die edelsten Vorsätze, bat Lisa alles ab, was er ihr und der Mutter gethan oder nachgesagt.

Dem Mädchen kam er dann vor wie ein großes hülfloses Kind; im Mitleid lebte ihre auf harte Proben gestellte Liebe immer wieder auf. Beglückende Liebe konnte sie ja überhaupt nicht, denn ihr Gefühl für Gabriel bestand auch meist in Sorgen und Schmerzen. Dennoch gab es für sie nichts Schöneres.

Er nahm sie jetzt manchmal Feiertags mit in die große Heide; sie hatte nicht geglaubt, daß die Welt da draußen so herrlich wäre.

Ihn vergnügte ihr kindliches Entzücken; sie schrie vor Wonne über eine Erdbeere, über ein gefundenes Veilchen.

"Warte nur, Lisa, ich zeige Dir noch ganz andere Dinge, wenn ich reich bin."

Wie schön träumte sich's von dieser Zukunft, mochte sie auch noch so fern sein. Die Jugend hat ja Zeit zum Warten. —

So waren Jahre vergangen. Das Mädchen hoffte, Gabriel würde ihr zuliebe von seinen hochfahrenden Plänen lassen. So sah sie auch heute sinnend an ihrem Fensterchen und nähte; der Canarien-Vogel sang, das Basilicum duftete würzig.

Plötzlich hörte sie einen großen Lärm aus der Schenke; sie war derlei gewohnt, es erschreckte sie kaum. Heut aber wuchs das Getöse mehr und mehr, immer größer wurde das Stimmengewirr.

Der Magd Stimme übertönte in ungewohnter Klageweise das Ganze. Könnte dem Großvater etwas geschehen sein?

Schleunig stand sie auf und ging hinüber. Nein, Vater Lieblich war gesund; da stand er, sein Glas in der Hand, lachte, wetterte und fluchte: "Bomben und Granaten! Der gottlose Bube bringt uns alle noch in's Unglück. Ich hab's immer gesagt, solch ein gewaltthätiger Bursche, wie der Gabriel, muß ein schlechtes Ende nehmen. Mich verspottete er, hörte nie auf mich, nannte mich einen alten Salbader. Mag er in's Loch kommen, ich sag' mich von ihm los. Diese Schwelle betritt er niemals mehr, nie, mag das thörichte Mädchen, die Lisa, noch so sehr heulen und schreien!"

Wenn einem lange eine Noth vorgehwebt, schwarz wie der Tod, und sie tritt plötzlich ein, ist sie meist noch doppelt so groß als alles, was sich die Seele vorstellte.

"Es ist ein Unglück geschehen, aber er lebt!" stammelte das Mädchen.

"Natürlich lebt er," antwortete man ihr höhnisch, "der kommt nicht um. Des Bäckers Jüngsten, der Mutter Liebling, den hat er auf dem Gewissen, wenn er überhaupt eins hat."

Aus ihren wirren Reden suchte sie sich zu vernehmen:

Gabriel war mit den Knaben an der Bodentuke. Er ließ Säcke hinunter. Manches Mal hatte er einen oder den anderen der Jungen am Stricke hinabgelassen. Der Kleine war nie dabei gewesen. Heute hatte ihn, gegen das Verbot, einer der Brüder mitgebracht. Er drängt sich an die Tuke, er will die Lustbarkeit auch ein Mal mitmachen.

"Aber nicht loslassen, festhalten!" schreit die Gesellschaft.

Es geht auch ganz gut, aber da tritt die Bäckerin vor die Thüre. Erschreckt durch ihren entsetzten Schrei verliert das Kind den Halt und stürzt vor ihren Augen auf den gepflasterten Hof.

Es blieb bewußtlos liegen, die Mutter über ihm; man trug beide hinein. —

"Es lebt? Das Kind lebt?" fragte wieder Lisa.

"Nun ja," gab die Krämersfrau auf des Mädchens dringende Fragen zu, "aber wer weiß, wie lang und wie. Vielleicht wär's besser, es wär' todt. Den bösen Burschen will natürlich keiner mehr sehn; der Bäcker lohnte ihn ab und gab ihm den Laufpaß. Wenn die Männer doch endlich auf die Frauen hören wollten, es würde viel Unglück vermieden; aber sie wissen ja alles immer am besten."

In der Schenke wurde mehr getrunken als je; jedes Ereigniß brachte diese Wirkung hervor. Nun segte und säuberte die Magd den Raum; Vater Lieblich war nach vielen Moral-Predigten, die Lisbeth geduldig über sich ergehen ließ, auf sein Lager gebracht und eingeschlafen.

Sie froh traurig und muthlos in ihr Stübchen, aber auch dort fand sie keine Ruhe.

"Was geht der wilde Bursche mich an?" versuchte sie sich zu sagen, "er ist schlecht, auch schlecht gegen mich,

er hat wirklich kein Herz, für niemand; — für niemand? Mir ist immer, als seh' ich ihn am Abgrund und ich wäre die einzige, die ihn retten könnte; seine Mutter sagte so auf dem Todtbett. Ob er nicht doch an mich denkt? Ob er mich sucht, ob er sich sagt: »Jetzt, wo alle mich verlassen, läßt die Lisa nicht von mir los?« Mir ist fast, als hört' ich ihn rufen. Ich komme, Gabriel! Was kann mir denn geschehen, wenn ich ihm noch einmal nachgehe, ihn treffe, wo wir uns so oft getroffen? Ist er nicht da, will ich versuchen, ihn zu vergessen."

Sie band ihr Tüchchen um und schlich an den Canal. Es war dunkel und schaurig, aber ihr graute nicht; wer für einen anderen besorgt ist, fürchtet nicht für sich. Da war er auch; sie schrie fast auf vor Freude.

"Ich wußte, daß Du kommen würdest," sagte er, "es ist auch gut, denn ich will auf lange, vielleicht auf immer von Dir Abschied nehmen."

"Was hast Du vor?" fragte sie angstvoll.

"Was soll ich vorhaben? Man jagt mich fort. Das praktischste wäre vielleicht hier hinabzuspringen, dann wärst Du die Sorge, ich das Leben los. Seit ich den Johannes dort liegen sah, ist es mir auch verleidet. Ein gräßlicher Anblick. Voll Blut, voll Wunden, zerschmettert; — und wir waren kurz zuvor noch so lustig gewesen. Ich schlich um das Haus; er lebt bis jetzt. Sie sagen, ich allein sei schuld. Glaubst Du das auch, Lisa?"

Sie schwieg.

"Ich will fort von hier," brauste er auf, "fort von euch allen! Wie sie über mich herfielen! Sie hätten mich todt geschlagen, aber ich wehrte mich, ich bin klüger und stärker als sie. Sie sollen mich noch kennen lernen und vor mir kriechen, daß es eine Lust ist! Ich war dem Johannes, dem lieben Jungen, sehr gut, denn er gefiel mir; glaubst Du das auch nicht, Lisa?"

"Ich glaube es, Gabriel, wer konnte den Johannes sehen, ohne ihn lieb zu haben?"

"Wenn er nicht der Grund wär', ich gönnte der Bäckerin, sich einmal elend zu fühlen, wie unser eins. Sie hat mich behandelt wie ein böses Thier; böse bin ich nicht, Lisa!"

"Nein, nein, Gabriel!" antwortete das Mädchen, "ich weiß es."

"Ich geh' über das große Wasser," fuhr er fort, "ich wollt' es ja immer, nur nicht so. Geld hab' ich für's erste. Einen Schiffsjungen, wie mich, kann jeder brauchen."

"Und ich, und ich," schluchzte Lisa, "ich werde dann ganz verlassen sein!"

"Als ob ich Dir je eine Hilfe war? Eine Last war ich, eine Noth."

"Weißt Du nicht, Gabriel, daß man sagt, eine liebe Noth?"

In seine dunkeln Augen kam eine seltsame Bewunderung.

"Mir ist noch keine Noth lieb gewesen," antwortete er, "ich will glücklich sein und sorglos, darum muß ich fort und hier alles vergessen."

"Nur mich nicht, Gabriel!"

"Dich nicht, Lisa; aber für's erste muß ich nur an mein Glück denken."

"Mögst Du es finden. Mir war, als ob wir es schon hier hätten, aber ich bin ein einfältiges Kind."

"Das bist Du," entgegnete er treuherzig, "ich will eine andere Sorte erringen; bring' ich sie nach Haus, sollst Du Deinen redlichen Theil davon haben, und alles, was Du mir gegeben, wird hundertfältig zurückerstattet. Eine Weile kann es zwar dauern. Sobald ich etwas Gutes zu melden habe, hörst Du von mir, wo nicht, — nun, dann vergiß mich! Denk', der wilde Bursche hat endlich Ruh."

Sie weinte still, dann nahm sie seine Hand. "Komm wieder, Gabriel, komm wieder, versprich es mir!"

Er lachte. "Das kann ich nicht, Lisa, die Welt ist so groß und dies Gächchen so klein. Aber ich will es versuchen. Nur eins sage ich Dir: eh' ich nicht reich bin, komm' ich nicht zurück."

Da stand sie auf, offenbar wollte sie noch etwas erwidern, aber das Wort stockte, sie brachte nur den Namen Gabriel hervor. Es mußte ein besonderer Ton darin gewesen sein; er stuzte und streichelte die kleine kalte Hand, die in der seinen lag.

"Betrübe Dich nicht, Lisa, leb' wohl! Es ist besser für uns beide, Du wirst es bald selbst einsehen."

Er stand noch lange, als sie fort war, und sah in das finstere Wasser, wo sein Vater den Tod gefunden. Auf ein Stückchen Erde daneben hatte sich ein Blümchen von einem verworfenen Strauße gerettet, — er gab ihm einen Stoß mit dem Fuße, und es versank in den trüben Fluthen.

(Fortsetzung folgt.)



„Komm her, Bläßel!“

Nach dem Bilde von Ernst Meißner. — Siehe Seite 32.

Nachdruck verboten.

Lindenblüthen und Rosen.

Novellette von A. Baronin Gildern.

Die schlanken Finger zauberten Blumen, zarte Blüten, Knospen und Blätter auf den dunkeln Stoff. Ununterbrochen eilte der Pinsel hin und her; ein Strich, ein Farbentüpfchen hier und dort, und dem Chaos entsproß die Blütenpracht, der Phantasie und Herz das „Werde“ gesprochen. Das Herz arbeitete mit, denn es galt, einer Braut rechtzeitig ein Geschenk fertig zu stellen. Einer glücklichen Braut galt es! — Aber die Malerin selbst sah nicht nach Glück aus.

Lindenblüthen und Rosen, — „Mädchen-Eröthen“ nennt sie der Volksmund —, erstanden so auf dem Gaze-Grunde des Häckers. Lindenblüthen und Rosen schlangen sich in ihrem Geiste zu einem Rahmen, drinnen die Vergangenheit vorüberzog.

Vor der Thüre des kleinen Pfarrhauses stand der mächtige Lindenbaum; er breitete seine Aeste über das rothe Ziegeldach und drunten an der Wand zogen sich Rosen empor in üppigster Fülle, kletterten vorwiegend bis an die Fenster und umrahmten sie. Der Lindenbaum aber erstreckte seine Zweige weiter über die Schlehdornhecke in den benachbarten gräßlichen Garten.

Pfarrers Lieschen und der junge Graf Fritz waren gute Freunde gewesen, noch ehe sie über die Hecke schauen konnten;

sie trafen sich täglich im Garten. Sie errangen auch zusammen die ersten Grade der Wissenschaften.

Die Schlehdornhecke wuchs, und die Kinder wurden groß. Fritz besuchte die hohe Schule in der Residenz; wenn er aber in den Ferien heim kam, schlüpfte der Knabe, so oft es ging, durch die dicke Hecke in den Nachbargarten; heimlich zwar, denn die stolze Mutter mißbilligte den intimen Verkehr ihres Sprößlings, des Erben der Grafschaft, mit den einfachen Pfarrersleuten.

Pfarrers Lieschen war nun siebzehn, Fritz einundzwanzig geworden; da geschah es in der späten Stunde eines warmen Sommerabends, daß der braunlockige Jüngling neben der blonden Freundin unter den Zweigen der Linde stand, für eine lange Trennungszeit wiederum Abschied nehmend. Sein kräftiger Arm umschlang die zarte Gestalt, seine Lippen preßten sich auf ihren rothen Mund, und Worte innigster Liebe wurden gewechselt. Eine Zukunft voll Glück und Sonnenschein breitete sich vor beiden aus. — „Lebe wohl mein Lieb“, auf Wiedersehen!“ erklang es dann zum letzten Mal jenseits der Schlehdornhecke. „Auf Wiedersehen im nächsten Jahre!“

Im nächsten Jahr aber brauste der Sturm über Deutschland. Da stritten die Scharen seiner heldenmüthigen Söhne, vornehm und gering, auf französischem Boden; aus tausend Wunden quoll das Herzblut hervor, — rothe Rosen, gebrochen für das Vaterland. Graf Fritz war einer der ersten gewesen, der die Bücher zur Seite geworfen und das Schwert ergriffen hatte, trotz der Thränen der Mutter, die den Liebling nicht lassen wollte.

Dann läuteten die Glocken den Frieden wieder ein, auch

im stillen Pfarrdorfe, — aber bald darauf erklangen die Todtenglocken für Lieschens Vater. Trübe Tage folgten. Das jubelnde Aufathmen nach Beendigung der angstvollen Zeit verwandelte sich in tiefe Trauer, denn mit dem Bersorger verlor die Pfarrers-Familie die alte Heimat. Lieschen nahm schweren Abschied vom Hause und von den Rosen, von Schlehdornhecke und Lindenbaum, und Mutter und Tochter begannen mit der winzigen Pension ein bescheidenes Leben in einer Vorstadt der Residenz, wo nichts an das verlorene Paradies erinnerte.

Lieschen wurde durch einen befreundeten Künstler auf ihr bedeutendes Mal-Talent aufmerksam gemacht und von ihm unterrichtet. Für das junge Mädchen begann damit ein neues, arbeitsames Dasein. Gott sei Dank, sie konnte Geld erwerben und den bittersten Sorgen, den Nahrungssorgen, den Eingang wehren.

So arbeitete und schaffte sie, aber zugleich sehnte sie sich nach etwas anderem und hoffte, — hoffte, trotzdem von ihm, dem ihr ganzes Denken und Empfinden gehörte, niemals eine Zeile in ihre Hände gelangt war. Sie wußte nur, daß er mit von Sieg zu Sieg geist war, daß er Offizier geblieben sei und gesund bei der Occupations-Armee stände. Wenn er erst heim käme, — dann, — dann vielleicht!

Der Sommer kam. Die Residenz schmückte sich, ihre verspätet heimkehrenden Söhne zu empfangen. Brennender Sonnenschein lagerte auf den Straßen, — rings Blumen, Fahnen, glücksstrahlende Menschen. An der mit Trophäen und Laubgewinden über und über geschmückten via triumphalis, längs des Parks, stand, inmitten der in Aufregung harrenden Menge, seit frühester Morgenstunde ein junges Mädchen in einfacher Trauerkleidung, einen Strauß von blühenden Linden und Rosen in den Händen. Nicht Sonnengluth, nicht Müdigkeit veränderten den in die Ferne gerichteten Ausdruck der feinen Züge.

Endlich, endlich nahten sie, die braven Krieger, empfangen und begleitet von dem Jubel des Volkes. Die begeisterten Lebehoch-Rufe aus tausend Kehlen rauschten wie Meeresswogen, Tücher wehten, Fahnen flatterten, Kränze und Blumen folgten, es waren Momente, wie sie selten erlebt und empfunden werden. Wohl stimmte das junge Mädchen in die Rufe ein, doch ihr Blick überflog den Glanz theilnahmslos, als der der Uebrigen, — das Auge, das Herz suchte nur ihn, ihn allein!

Da kommen sie heran, die stolzen Reiter, und auch er darunter, auf schäumendem Rosse, den funkelnden Helm auf dem Haupte, die Brust geschmückt, — er, der Kriegsgott in Person! Zum Hertspringen klopfte das Herz Lieschens. Jetzt mußte er sie sehen, — jetzt!

Sie hob den Strauß, den Liebe und Sehnsucht gewunden hatten. Da glitt des glänzenden Reiters Blick achlos über die schwarze Gestalt. Kränze und Blumen boten sich ihm von allen Seiten, ein Strauß aber fiel zur Erde, — und Pferdehufe zertraten ihn.

Der Jubel war verbraucht. Lieschen brach in der Park-Einsamkeit auf einer Bank zusammen.

Der Traum von Glück und Liebe war begraben. Sie fühlte zum ersten Male, daß es etwas gab, was Standesunterschied genannt wird, und daß der junge Kriegsgott nicht für das Weibchen am Wege geschaffen sei!

Viele Jahre waren seit jenem bösen Tage vergangen. Niemand hatte das arme Mädchen den Freund ihrer Jugend wieder gesehen, nie etwas von ihm erfahren. Glücklich fühlte sie sich nicht, aber ihr Herz hatte doch nach furchtbaren Kämpfen seine Ruhe wieder gefunden.

Friedlich flossen die Tage der begabten und beliebten Künstlerin dahin, die beinahe, wie sie sich selber schon nannte, eine alte Jungfer geworden war. Und heute sah sie nun da und malte emsig, — emsig. Wie würde sich die junge Braut freuen! Aber noch heute mußte der Fächer in ihre Hände gelangen, und die Sonne nahte sich schon ihrem Untergange. — So! Nun war er fertig! — Aber was ist das, Lieschen? Er ist so vortrefflich gelungen, und doch haßt Du Thränen im Auge?

Mit fliegender Eile ordnete die Malerin ihren Anzug. Die alte Jungfer sah wirklich noch gar nicht altjüngferlich aus.

Weit war der Weg bis zu der Villa der westlichen Vorstadt. Fast vor einem Jahre hatte Lieschen ihn zum ersten Male zurückgelegt, um dem Rufe der jungen Comtesse zu folgen, die, von einer Arbeit der Künstlerin entzückt, bei ihr Unterricht zu nehmen wünschte. Talent und Ausdauer waren bei dem verwöhnten Kinde des Glücks nicht zu finden gewesen, wohl aber ein freundliches Herz, und so hatte sich der Verkehr zwischen Lehrerin und Schülerin ganz freundlich gestaltet, wenn

schon die junge Aristokratin stets eine gewisse Grenze in der Intimität zu ziehen wußte.
 In letzter Zeit war nun der Unterricht ganz ausgefallen; statt dessen hatte Lieschen die Bestellung auf den Fächer empfangen. Sie, die Comtesse, habe sich inzwischen verlobt, und von ihrem Bräutigam sei ihr ein Fächer versprochen worden. Da habe sie ihn gebeten, sich diesen bei ihrer Lehrerin bestellen zu dürfen. Natürlich hätte er zugestimmt und nur gesagt, wenn es Blumen wären, müßten es aber Rosen und Lindenblüthen sein. Falls Lieschen es irgend fertig bringe, möge sie den Fächer doch bis zu dem und dem Tage vollenden, und wenn sie damit einen Besuch verbinden könne, würde die Schreiberin sich besonders freuen.

In dem vornehmen Hause, dem Ziele von Lieschens Wanderung, strahlten bereits die Gastkronen, und die Herrschaften sahen noch bei der Tafel. Die Malerin wurde desienungeachtet in den Salon geführt. Das Brautpaar werde sogleich kommen.
 Im Nebensaale klangen Gläser an einander. — Da, — hörte Lieschen recht? — Welcher Name wurde da genannt? Unwiderstehlich trieb es sie in jene Richtung. Leise glitt sie über den dicken Teppich, schob die Falten der Portièrre vorsichtig ein wenig aus einander, und — dort stand er in männlicher Kraft und Schönheit, den Arm um ihre junge Schülerin geschlungen! — Secundenlang lehnte Lieschen wie betäubt an dem Thürpfeiler.
 Dann aber fuhr sie mit der feinen Hand über die Stirne.

Nein, sprechen wollte sie den Jugendfreund nicht! Kein bitteres Tröpfchen sollte in den Freudenbecher der beiden fallen! — Lautlos schlossen sich die Falten; lautlos huschte sie hinaus und theilte dem erstaunten Diener draußen mit, daß sie etwas sehr Wichtiges vergessen habe und leider nicht länger warten könne.
 Der Mond stand am Himmel, als Lieschen ihr freundliches Stübchen betrat. So hatte er auch damals auf sie heruntergeblüht, an jenem Sommerabend unter der Linde. — Wohl rannen ihr die Thränen über die Wangen, aber still und ergeben schaute sie doch zu der ewigen Welt dort oben empor und bat Gott, daß das fremde Glück, dessen heimliche Zeugin sie soeben gewesen war, für immer erhalten bleiben möge.



Das Kriegsglied.
 Nach dem Bilde von A. Wrijon. — Siehe Seite 30.

Nachdruck verboten.

Das Kriegslied.

Zu dem Bilde von A. Grison. — Siehe Seite 29.

„Singt ihm das Lied von La Rochelle,
Dann strahlt sein Auge wieder hell,
Dem franken und gebrochnen Mann,
Verfehmt durch seines Königs Mann.
Bei La Rochelle! Bei La Rochelle!
Da hatte er des Ruhms genug,
Er, den des Königs Andank schlug!“

Und schmetternd helle Klänge ziehn
Hin durch's Gemach; doch am Kamin,
Da reckt der Feldherr sich empor,
Aufstehend streckt sein Haupt sich vor.
„Bei La Rochelle! Bei La Rochelle!“
Elektrisch ging's durch Mark und Bein,
Aus trübem Aug' bricht Sonnenschein.

Und als der letzte Ton verklang,
Der Kranke auf vom Sessel sprang:
„Habt Dank! Habt Dank! Ihr sangt es gut!
Ich diene ihm mit Gut und Blut
Bei La Rochelle! Bei La Rochelle!
Ich diene ihm, der hart mich schlug,
Auch bis zum letzten Athemzug!“

Johannes Wilda.

Nachdruck verboten.

Talentlos.

Skizze von Ch. Wirau.

„Iner war's von jenen Tagen, von denen die Bibel sagt: sie gefallen uns nicht. Klatschend schlug der Regen an die Fenster, heulend pfliff der Wind um das Haus, und wenn ich von meinem traulichen Erker Ausguck hielt, so bot sich mir ein trübseliges Bild. Die sonst so klaren, lustig tanzenden Wellen des Flusses sich wild bäumend, von schmutziger Lehmsarbe, die wenigen Menschen, die der Ungunst des Wetters zum Trop, heute das schützende Dach verlassen, mühsam gegen Sturm und Regen kämpfend, und der Himmel eine einzige dunkle Wolkenmasse von Horizont zu Horizont. Aber auch in den geheiligten Räumen des Hauses selbst schienen alle bösen Genien sich vereinigt zu haben, um einen wahren Rattenkönig von großen und kleinen Aergernissen vom frühen Morgen an heraufzubeschwören, von dem beim Staubwischen verunglückten Arm der Ariadne im Salon bis jetzt zu der unerquicklichen Familien-Szene, wo vor mir, als oberstem Gerichtshof, erschienen: unser Prinzesschen, mit aller Gewalt der Gottlob, urgefunden Lungen brüllend und mit dickgeschwollener Beule auf der Stirne; der Erbprinz mit sehr gedrückter Miene und verschiedenen verhängnisvollen Dessnungen in seinem neuen Anzuge, den Folgen der neuesten Heldenthaten in der Kinderstube. Zudem war extra großes Waschfest und der Hausherr auf mehrtägiger Dienstreife abwesend, von der ich ihn, trüber Ahnungen voll, infolge des schauerlichen Wetters mit Zipperlein und Podagra behaftet, wiederkehren sah; — „grau wie der Himmel war in mir die Welt,“ und doch darf ich mich rühmen, im allgemeinen Stimmungen sonst nicht eben zugänglich zu sein. Aber was zu viel ist, ist zu viel! Borerst wurden die beiden Schreibhölzer — der männliche Sproß schrieb jetzt nämlich auch infolge einiger tüchtigen Klaps — in's Bett gesteckt, denn Schlaf halte ich in den meisten abnormen Fällen bei Kindern für äußerst zweckmäßig. Für Klein-Elschen war das Bett stets das denkbar beste schmerzstillende Mittel und für Hans der geeignetste Aufenthalt für die Zeit, wo die klaffenden Wunden seines unentbehrlichen Kleidungsstückes unter meiner heilenden Hand sich schloßen. Bei dieser anmutigen Beschäftigung des Ausbesserns hatte ich auch heute Muße, meinen düsteren Gedanken nachzuhängen.

„Einst pflügte ich Rosen auf blumiger Au', jetzt stide ich —, ich arme Frau,“ ging es mir unwillkürlich durch den Sinn. Ach, wer sich doch mit derlei Kleinigkeiten des täglichen Lebens nicht befassen brauchte, die, meist so erbärmlich geringfügig, so unendlich viel Aerger und Verdruß im Gefolge haben und die Zeit so in Anspruch nehmen, daß für geistige und künstlerische Interessen herzlich wenig übrig bleibt! Ich mit meinem warmen Herzen für alles Schöne und Gute, mit meiner Verehrung für alles geistig Bedeutende, ich muß geschmiedet sein an solche Nichtigkeiten! Ach, wer sie niederreißen könnte die engen Schranken, frei folgen dem mächtigen Zuge des Herzens! — Wie ist das Los meiner beiden Herzensfreundinnen so viel, viel schöner gefallen! — Daß keiner ein liebes, eigenes Heim besichert war, überfah ich im Augenblicke vollständig. Erst kürzlich berichtete die eine voll Stolz, ihr letzter Roman sei von einem bekannten Blatte mit sehr schmeichelhaften Bemerkungen für die Verfasserin angenommen worden, und die andere theilte mir mit, eine gestrenge Jury habe ihr Still-Leben zur Kunst-Ausstellung zugelassen. Ja, das war doch Thätigkeit, des Lebens werth, inmitten weltstädtischen Treibens, im Verkehr mit geistesverwandten Menschen, Anregung empfangend und gebend, unverrückt nach den höchsten Zielen strebend, — o, wie ich sie beneidete, denen so Herrliches beschieden! „Und ich allein soll einsam trauern?“ Mein Name sollte völlig im Dunkel verlöschen, während die beiden, denen ich in der Schule immer über war, von der Wit- und Nachwelt bewundernd genannt wurden? Besah ich denn so gar nichts, was mich zum Wettbewerb um die Palme im Reiche der Kunst berechtigte, ich, der einstige Stolz der Lehrer und heimliche Neid der Mitschülerinnen? Aber wie ist mir, — las' ich denn nicht erst kürzlich das ermutigende Wort, jedweden Menschen wäre irgend ein Talent zu theil geworden, es käme nur darauf an, dieses zum Leben zu rufen? Sicherlich,

darin lag es! Niemand hatte sich der Mühe unterzogen, Talente in mir zu entdecken, und wo hätte hier in dem kleinen Städtchen, „fern von gebildeten Menschen“, die Anregung von außen an mich heran treten sollen! O, wie berauschend war der Gedanke, daß auch vielleicht in mir jener göttliche Funke schlummerte, bereit, im geeigneten Augenblicke zu lodern! Flamme emporzuschlagen, wie wollte ich den Staub der Alltäglichkeit froh von den Füßen schütteln und weit, weit hinter mir lassen alles Kleinliche und Hausbackene. — Und welcher Weg führte mich wohl am besten zum Ziele? Künstler-Laufbahn auf der Bühne? Nein! Als mehrfache Familien-Mutter und, im Vertrauen gesagt, auf der schattigen Seite der Zwanzig durste ich mich nach dieser Richtung hin nicht in ehrgeizigen Träumen wiegen, auch wagte ich gar nicht, mir meines Gatten Antlitz bei einem diesbezüglichen Vorschlag auszumalen. Vor der, wie es immer heißt, dornenvollen Laufbahn einer Sängerin suchte das liebevolle Gemüth meines Gesanglehrers mich von jeher zu bewahren, denn meine besten Leistungen censirte der freundliche Herr mit: „Weber Stimme noch Gehör“. Die Kunst der Malerei hatte ich bislang einzig in der Kinderstube ausgeübt; die Sache ließ sich auch prächtig an, nur war ich öfter gezwungen, die Anschauungen der Kleinen zu berichtigen, denn es geschah wohl, wenn ich ihnen ein Pferd gemalt, daß die kleinen Seelchen begeistert ausriefen: „Ei, ein Schweinchen!“

So konnte denn nur noch die Poesie in Betracht kommen, und ich darf mir schmeicheln, für diese von jeher eine gewisse Begabung gezeigt zu haben. Unstreitig war ich einst das, was man einen poetischen Nachfisch nennt. Ich berauschte mein Ohr an unverstandenen Jean Paul'schen Stil und zierte auch den prosaischen Classen-Ausflug mit Citaten; zudem wußte ich vorzüglich Bescheid über Sponden und Trochäen, über männliche und weibliche Reime. Die poesievolle Sprache eines Damen-Almanachs, den ich unter Gerümpel in der Dachkammer aufgestöbert, begeisterte mich derart, daß ich besonders werthvolle Proben daraus mit Vorliebe in meine Arbeiten schmuggelte. Leider erntete ich aber dafür, statt des mit Bestimmtheit erwarteten Lobes, die mit rother Tinte geschriebene Randbemerkung: „Schwülstig und überspannt“. Aber was verstand schließlich der grämliche, grauföpfige Lehrer von der Fülle von Poesie, die ein sechzehnjähriges Mädchenherz barg? Der alte Mann konnte einem einfach leid thun. — Und in der Erinnerung an jene Zeit fange ich nun an, nach Reimen zu suchen, für ein Gedicht, das meiner Sehnsucht nach einem schöneren Dasein innigen Ausdruck verleihen soll. — Ei ja, so leicht ist das nicht! Ich sinne und grüble —

„Mutterchen, genug geschlafen!“ tönt da plötzlich aus dem Nebenzimmer eine helle Stimme, und in demselben Augenblicke, fliegt schon das Kopfsissen des rauschlutigen Wesens in Schwesterchens Bett, auch dessen süße Träume jäh beendend.

Das Dichten hat sich inzwischen meinen Reparatur-Arbeiten als wenig förderlich erwiesen, und jetzt muß es, damit die Geduld der kleinen Plagegeister noch ein Weilchen erhalten wird, dem Märchen-Erzählen weichen. Wie die zwei Augenpaare dabei leuchtender und leuchtender strahlen! Da zieht mir durch's Herz der Gedanke, daß in meiner Kinder Augen mir doch die herrlichste Poesie verkörpert sei!

Die Stimmung zum Reimen ist für den heutigen Tag vorbei; sie kommt auch im Laufe des Abends nicht wieder, obgleich auf mindestens ein Duzend neuer Briefbogen der Reim zum Guten und Schönen gesenkt wird. Und so wie an diesem, ging es auch an den folgenden Tagen: die Pflichten der Hausfrau und Mutter ließen die für künstlerische Thätigkeit so nothwendige innere Sammlung durchaus nicht aufkommen, ich mußte es einmal mit der Ruhe der Nacht versuchen. Nun habe ich aber von allen Göttern des Alterthums mit Herrn Morpheus stets auf besonders gutem Fuße gestanden, und es kam mich herzlich sauer an, von meinem gesunden Schlaf etwas dranzugeben. Indessen, auf dieser unvollkommenen Welt geht es ja nun ohne schwere Opfer nicht ab. Zur Belohnung dafür ward mir dann an meinem hübschen Kooco-Schreibtisch, über den die Lampe ihr stilles röthliches Licht ergoß, das meiner armen Ariadne wirkliches Leben einzuhauchen schien, während die großen Palmenblätter mit ihrem fatten Grün den denkbar stimmungsvollsten Hintergrund bildeten, — in der traumhaften Stille ringsum, die nur ab und zu ein tieferes Aufatmen der im Nebenzimmer schlummernden Lieblinge unterbrach, seltsam weisevoll zu Sinne. Wenn je, so mußte jetzt mein Talent sich offenbaren! Doch wie ich auch sann und sann, der Reim wollte sich nicht zum Wachsen bequemen. Dieses vergebliche Ringen wiederholte sich an drei Abenden. Man sieht, ich darf mich einer gewissen Beharrlichkeit rühmen. Beim dritten Mal aber warf ich die Feder fort und begrub unter einer Fluth von Thränen meinen Künstlertraum! Ja, sie schmeckte bitter, die Frucht vom Baume der Erkenntniß. Trotz alles Sträubens konnte ich mich der Einsicht nicht verschließen, daß es mir verjagt war, im Reiche der Kunst zu wirken; auch nicht eine einzige der Mäusen hatte mir an der Wiege gelächelt, weiter mußte ich wandeln die ausgetretenen Pfade der Alltäglichkeit, der Lorbeer wuchs für mich höchstens zu Küchenzwecken! Ich war talentlos, völlig talentlos!

Inzwischen war der Tag genagt, an dem mein lieber Mann von seiner Dienstreise wiederkommen sollte, und vor diesem freudigen Ereigniß trat jedes andere in den Hintergrund. Selbstverständlich wurde die Heimkehr gebührend gefeiert, und so hieß es denn für die Hausfrau brav mit angreifen, denn, obgleich wir es uns ein bißchen eintheilen müssen, setze ich einen besonderen Stolz darin, mein Haus mit sämmtlichem lebenden und todtten Inventar recht schmutz zu sehen. Es war auch alles prächtig gelungen. Das Lampenlicht verklärte die mit den Lieblingsgerichten des Hausherrn wohlbesetzte Abendtafel, die Kinder, ganz Erwartung und Gesundheit, jagten ohne Stocken ihre Verschen, die ich denn doch noch zusammengestoppelt hatte, und ich, die talentloseste der Frauen, ich war über die Mäusen zufrieden. Nachdem der erste Jubel verlauscht, das Mahl mit erfreulichstem Appetite verzehrt war und die Kinder sich in ihren Betten befanden, nicht ohne die abgeschmeichelte Erlaubniß, den vom Vater mitgebrachten Puppenwagen und die Locomotive in's Bett nehmen zu dürfen, begann für uns Eltern das trauliche Plauderfründchen. Ein einträchtiges junges Ehepaar feiert nach tagelanger Trennung natürlich immer wieder eine Art von Flitterwochen, und so durfte ich mir schon erlauben, den Herrn Gemahl etwas zu verwöhnen. Eigenhändig brachte ich ihm die geliebte Abend-Cigarre, sogar eine mit papiernem Ringe, die sonst nur bei Besuch gereicht wird, und da geschah es, daß mein Mann mich an seine Seite zog

und, nachdem er sich vergnügt in unseren traulichen Räumen umgesehen, die denkwürdigen Worte sprach: „Ich habe zwar die mannigfaltigsten Häuslichkeiten gesehen, einfache und solche, denen der denkbar größte Luxus herrschte, aber so gemüthlich wie bei uns, habe ich es nirgends gefunden, und das ist Dein Verdienst, mein Lieb! Du hast ein Talent, um das Tausende Dich beneiden können!“

„Ein Talent? Ich?“
„Ja, das Talent glücklich zu machen!“
Das war ein gutes Wort zur rechten Zeit! Hurrah, nun habe ich doch ein Talent! Ein Talent, das ich gegen kein anderes auf der Welt vertauschen möchte!

Nachdruck verboten.

Von Berlin nach Rio de Janeiro.

Von Paul Lorenz.

I.

Wenn jemand in Berlin gelegentlich einem Bekannten mittheilt, daß er eine Vergnügungsfahrt nach Brasilien zu machen beabsichtigt, bekommt er unweigerlich hocherstaunte Miene zu sehen und beinahe mißbilligende Worte zu hören.

„So! — Nach Brasilien? — Was Sie sagen? — Ein seltsame Idee! — Mir wäre Karlsbad, oder Helgoland, oder höchstens Norwegen lieber!“

Daß man seine kurzen Sommer-Ferien dazu verwendet, um ein paar Wochen für theures Geld in einer unbequemen Wohnung zu verbringen und dabei genau dieselben Gesichter zu sehen, dieselben Gespräche zu hören und dieselben Zeitungen zu lesen, an denen man sich schon im Winter den Geschmack verdorben hat, — das findet alle Welt begreiflich, logisch, natürlich und lobenswerth. Daß man aber auf eine billige und bequeme Art eine Excursion nach nicht gesehenen, fremdartigen und interessanten Gegenden machen will, um den prosaischen Staub des alltäglichen Arbeitslebens einmal gründlich abzuschütteln, — gewaltige, neue Eindrücke zu sammeln, das scheint dem Bewohner des alten Continents immer noch wenn auch nicht direct verrückt, so doch zum mindesten recht überspannt.

Und doch giebt es kaum etwas Reizenderes, Erfrischenderes und Kräftigeres als eine längere Seefahrt, nichts, was die abgespannten Nerven eines von geistiger Arbeit erschöpften Menschen so gründlich curiren könnte. In keiner, noch in vorzüglich gewählten, ländlichen Abgeschiedenheit ist es möglich, die vollständige Ruhe und Sorgenlosigkeit zu erlangen, die an einem Dampfer selbstverständlich ist. Ein wahrhaft paradisisches Leben umfängt hier den Müden, eine selige Faulheit, eine Art von moderner Nirwana, sodaß er nach und nach selbst das anstrengende Denken sich abgewöhnt und ein behagliches Pflanzendasein führt, sich an rein äußerlichen Vorgängen ergötzt und die zahlreichen Wohlzeiten des Tages als eine ernste Beschäftigung betrachtend. Kurz, ein Leben ist es, bei dem man so wohlgenährt und gesund wird, daß die lieben Bekannten einen nach der Rückkehr kaum noch erkennen und von Neid jarr werden.

„Aber die Seekrankheit? — Was nützen alle die Schönheiten des Schiffslebens, wenn diese tüchtige Vergifteterin alle Seefreuden auf den Dampfern haust, den armen Passagier an dem glücklichen Blumenleben grausam herausschreit und ihn zum Märtyrer, zu einer halben Leiche macht!“

Nun, es gehört schon sehr böses Wetter dazu, wie wir es beinahe hatten, um den Passagieren der transatlantischen Seereisen längere Bekanntschaft mit der Seekrankheit zu verschaffen. In der Sommerzeit kann man sonst mit ziemlicher Sicherheit auf gutes Wetter rechnen, und schließlich lohnt es sich wirklich, ein paar peinliche Tage zu erdulden, um die Pracht willen, die den Seereisenden wochenlang umgiebt.

Diese Pracht zu beschreiben, ist nicht so leicht, wie eine glauben möchte; man sollte denn seine Empfindungen unter den frischen Eindrücken des Augenblicks auf's Papier werfen. Hat man das verjagt, hat man sich während der Reise dem köstlichen Kar nichts hingegen, so fliehen die farbenprächtigen Bilder in einander, die bunte Mannigfaltigkeit der Eindrücke lastet schier erdrückend auf dem Geiste, und man weiß nicht mehr, womit anfangen und wo aufhören mit den Erinnerungen, bei deren Durchwühlen die Seele von einer unendlichen Sehnsucht ergriffen wird, von der Sehnsucht nach Rückkehr in jene gottbegnadeten Gegenden, zu dem blauen Meer, unter die goldene Sonne der Tropen.

II.

Zu den ersten Tagen konnte ich von dieser tropischen Pracht nicht viel bemerken. Bis zum südlichsten Punkt Europas, den Cap Finisterre, regnete es ohne Unterlaß. Frühzeitig im starken Nordnordost, wie er scharfer und unangenehmer nicht um Helgoland pfeifen könnte, sind wir allabendlich mißmuthig zu Bette gegangen, mit der Aussicht, durch das schreckliche Schaufeln abermals gestört zu werden. Es tracht und thart an allen Ecken und Enden des großen schwimmenden Gebüdes, dessen zahllose Eisenballen, Haken und Stangen mit greulichen Geräusch an einander schlagen. — Die hoch aufsteigenden Wogen überfluthen selbst das oberste Deck und zwingen die Passagiere, sich in den Kajüten aufzubalten, wo es nichts weniger als gemüthlich ist; denn da schwingt alles in großen Bögen und verursacht auch dem Geündesten einen gelinden Schwindelanfall. Wie ein wildgewordenes Pferd springt unser Schiff, von der Dampfkrast getrieben, über die hohen Wasser-Barricaden, bald auf einem graugrünen Berge schwebend, bald mit dumpfen Graden tief hinunter in die nasse Grube stürzend, die sich über den lästigen Gesellen vergeblich zusammenzuschließen versucht. In grauen Wellen plätschern, von vorn und hinten dringend, bis zum Deck hinauf, und der kalte Schaum spritzt sogar über die Köpfe und hinterläßt einen weißen Salzstaub auf dem hohen Schornstein. Alles, was nicht niest- und nagelst ist, rutscht hin und her in nimmer rastendem Tange; oben in den Gängen und unter dem Deck ist man feines Lebens, oder doch wenigstens feiner Beine, nicht mehr sicher, denn jede Minute läuft man Gefahr, von einem seiner Fesseln entledigten Fuß oder einer wild gewordenen Riste umgeworfen zu werden und dabei sich noch in die hin- und herruschenden Tau-Enden rettungslos zu verstricken. Unten, in den Kajüten, kann man sich kaum noch festhalten

auf den schmalen Divans, die unter einem sich gewissermaßen wegnenden. Selbst in den Reihen liegend, muß man einen förmlichen Kampf mit den herumliegenden Polstern auskämpfen. Es sind recht ungemüthliche Tage, die uns der atlantische Ocean zum Willkommen schickt!

Die meisten Passagiere lagen bleich und erschöpft, überall, wo nur eine Möglichkeit des Liegens vorhanden war. Die Stewards liefen durch die Gänge, gepeht durch verschiedene hyperklagliche Stimmen, die Selterwasser, Cognac, Citrone oder doch Trost forderten. Unser Arzt lag kränker denn alle in seinem Bette und hätte am liebsten selbst nach einem Doctor gerufen. Kurz, unser schöner lustiger Dampfer glich nun einem Jammerthale, worin man nichts als Seufzen und Zähneklappen zu hören bekam.

Der lebenswürdige Capitän hatte alle Hände voll zu thun, um den besonders ängstlichen Reisenden, die am liebsten schon nach den Rettungsboten und Schwimmgürteln gerufen hätten, wenigstens die beruhigende Gewißheit beizubringen, daß sie durchaus keine Gefahr liefen, und daß von einem Sturme gar nicht die Rede sein könnte, sondern daß das leidliche, oder vielmehr unleidliche 'Stampfen' des Dampfers lediglich der unserem Kurs entgegenkommenden 'Dünung', d. h. den ohne Wind, durch ihre eigenen Schwingungen fortgepflanzten Wellen, zu verdanken sei. Solche sachgemäße Erklärungen halfen freilich wenig, denn fast eine Woche lang sahen wir, eine tapfere Missions-Schwester, die nach dem Rio grande fuhr, und ich, als die einzigen 'Civil-Perionen' neben den See-Offizieren bei den verschiedenen Mahlzeiten, während die übrigen Passagiere sich hauptsächlich mit Cognac und Selterwasser ernährten.

Als mein liebtes Beobachtungs-Plätzchen hatte ich mir die große 'Dampfwinde' ausgesucht, deren mit Segeltuch bedeckte Parallel-Walzen ein ganz bequemes Lager bieten, das noch den besonderen Vorzug hat, der allgemeinen Schiffsbewegung nicht zu gehorchen und auf seinem Platz unerschütterlich fest auszuhalten. In warme Decken bis über die Nase gehüllt, konnte ich von hier aus die wild anstürmenden Wellen am bequemsten bewundern. Es giebt kaum etwas Schöneres als den Anblick solcher riesenhohen Wassermauern, die plötzlich an der Seite des Schiffes aufsteigen, zwei, drei Meter über den Bord. Es scheint, als ob diese Wassermaße sich sofort über uns ergießen und alles unter sich begraben wollte. Doch der Dampfer schraubt ruhig weiter, und die grünen Mauern zerfließen ganz harmlos unter seinem Riele, höchstens, daß eine Welle sich über seinen Bord ergiebt, als letzter Ausdruck der ohnmächtigen Wuth des anstürmenden Oceans. Da kommt aber ein solches Sturzbild bis zu meinen Füßen gerollt. Der weiße Spitz des Capitäns stürzt mit wüthendem Wollen auf den Eindringling zu und einer unserer schwarzen Heizer, der just aus dem Maschinenraume heraustricht, um ein bißchen frische Luft zu schnappen, erhält eine unwillkürliche Douché über den wolligen Kopf, zum größten Vergnügen der übrigen Mannschaft. Auch der schwarze Burische läßt, daß seine Prachtzähne blitzen.

Ei sieh', dort kriecht unser grünlich aussehender Schiffsarzt aus seiner Kojé heraus! „Hierher, Herr Doctor!“ rufe ich ihm mitleidig zu, mit der Hand nach einem geschützten Plätzchen zeigend.

Ich weiß wohl, daß es nicht sehr christlich ist, über die Leiden der Menschheit zu lachen, — aber ich kann mir nicht helfen: der Schiffsarzt, der immer krank ist, ist wirklich eine so drollige Figur, daß sie eher in eine Poffe als in die Wirklichkeit paßt. Wie schmutz und elegant sah der unsere bei der Abreise aus, wie machte er den jungen Damen den Hof und sprach ihnen Muth zu, in dem Bewußtsein seiner ärztlichen Nachtvollkommenheit, — und wie schläg er nun herum, — und konnte sich selbst nicht helfen, der arme Professions-Delser!

Nacht Tage starrte Schaufeln ist allerdings etwas viel, selbst für die gesund bleibenden Menschen! — Eines schönen Abends wurde auch ich es müde, das ewige Getrache anzuhören, und herzlich satt der Notwendigkeit, mich überall festzuklammern. Recht mürrisch lag ich in meiner Kojé, bis die Müdigkeit mich zwang, alle Unbequemlichkeiten und blauen Flecke, die man sich bei jeder unvorsichtigen Bewegung holte, gründlich zu vergessen und fest einzuschlafen, trotz Schaufeln und Windpfeifen!

Das Gefühl der plötzlichen Stille und Bewegungslosigkeit weckte mich jäh auf. Auf einem Dampfer gewöhnt man sich so sehr an das bestimmte Geräusch der Schiffschraube, daß ein unerwartetes 'Stoppen' jeden, selbst aus dem tiefsten Schlafe, aufschreckt und mit unruhigem Erwachen erfüllt.

Sollte etwas passiert sein? — Ich guckte durch das über meinem Bette sich befindende runde Fensterchen und erblickte im grauen Zwiellicht nichts als eine endlose Wasserfläche. Unwillkürlich kamen mir sofort verschiedene Erzählungen in den Sinn von Maschinenbruch, Grundanfahen und sonstigen unangenehmen Geschehnissen, mit denen die Seeleute merkwürdig gern ihre Passagiere zu 'beruhigen' pflegen. Doch im nächsten Augenblicke schon beschwichtigte das wohlbekannte Rachen der Dampfwinde meine Besorgnisse. Man hatte also mit dem Auslaufen begonnen, folglich gab es keinen Schiffbruch, sondern nur einen programmmäßigen Aufenthalt. Wir waren in Madeira angekommen, das bis Rio de Janeiro unsere einzige Station bildete.

Rasch machte ich Toilette und eile auf das Deck.

Könnte ich das prachtvolle Bild, das sich meinen trunkenen Blicken bietet, nur anaehnd wiedergeben!

Da liegt sie, die Zauberinsel, die den bereits Halbgestorbenen das Leben wiedergiebt, sich von dem goldrothen Hintergrunde der aufgehenden Sonne scharf abhebend, vom tiefblauen Ocean liebevoll umspült, von hohen grünen Palmen umkränzt, — da liegt sie, schön, wie ein Dichtertraum! Auf den sanft answellenden Hügel, die bis zum Gipfel mit saftigem Grün bedeckt sind, erheben sich blendend weiße Häusern, die sich im halbrunden Amphitheater bis zum Strande hinunter erstrecken. Soweit das Auge reicht — frisches, saftiges Grün, aus dem die smaragdgrünen Nieselnblätter der Bananen und lokalrothe Blüten irgend einer tropischen Blume besonders hervorleuchten. Und über dieser Pracht der reine blaue Himmel des Südens, an dem nur hier und da ein rosig angehauchtes Wölkchen leise vorbeischwimmt. Ein Bild, wie es nur ein Bäcklin malen oder ein Paul Heyse beschreiben könnte!

In lautloser Bewunderung blickten wir auf das schöne Panorama der Hafenstadt Funchal und ihrer Umgebung. Selbst die profansten Passagiere wurden plötzlich poetisch gestimmt. Vergessen war die böse Seerkrankheit, alle Welt fühlte sich frisch und munter, alle Welt zappelte ungeduldig in Erwartung der Vöte, die uns nach dem Zauberstrande hinüberfahren sollten.

Inzwischen wurde das Schauspiel immer scenhafter, je höher

die Sonne stieg. Und als der glühende Ball endlich hinter der Hügelkette hervorbrach, Bäume und Häuser und Himmel mit seinem blendenden Licht überglühend, als die blauen Wellen des Atlantic in Milliarden goldener Sternchen zu glitzern begannen, da nahmen die entzückten Rufe der Civil-Zuschauer kein Ende, was übrigens die Seeleute sehr kühl ließ. Die Marine-Offiziere können an all dem gar nichts. Besonders mehr finden und regen sich höchstens über die Frage auf, ob die Gesundheits-Commission auch keine Schwierigkeiten machen wird, was eine große Verzögerung und viel Arbeit für das Schiffs-Personal bedeutet.

Zum Glück war die portugiesische 'Sanidad marina' sehr gnädig gestimmt. In einem winzigen Petroleum-Dampferchen angelangt, begnügte sich der Madeirenische Arzt mit den obligaten Ausfragen des ersten Offiziers über den Stand unserer Gesundheit. Nach kurzer Besichtigung unserer Schiffspapiere dampfte die gute Sanidad-Commission ab, die unheimliche gelbe Quarantäne-Flagge konnte von unserem Mast verschwinden, und wir wurden in Gnaden aller Seuchen frei erklärt.

Sofort strebte ein ganzes Heer von Boten auf unseren Dampfer zu. Einige Dupend-Menschen drängten sich an allen Seiten des Schiffes und überfugelten sich beim Klettern über die eisernen Gitter. Einige brachten berühmte Specialitäten der Insel Madeira: Stickerien und Strobgelächte, Körbe, Stühle, Vogelkäfige u. s. w.; andere boten Früchte und Gemüse an: Bananen, Apriosen, Erbsen und Kohl in buntem Durcheinander; die Dritten endlich brachten gar nichts, sondern kamen, um etwas zu holen, nämlich uns überfahrtslustige Passagiere. Mit diesen Führern wurden wir rasch handelsseitig, dank den Bemühungen eines der portugiesischen Sprache kundigen Weinreisenden, der sich auf unserem Dampfer befand, und ohne dessen Vermittlung wir schwerlich ohne bittere Erfahrungen Madeiras Boden erreicht hätten. Denn hier, wie in allen überseeischen Ländern, gilt als erste Vorsichtsmaßregel, im voraus den Preis abzumachen. Dabei ist es gerathen, den zehnten Theil des Geforderten zu bieten, um bei dem Drittel handelsseitig zu werden und immer erst bei der definitiven Rückkehr auf das Schiff die Rechnung zu begleichen. — Wir schaukelten über das trübsal-reine Wasser hinüber bis zur schönen, funkelnelmelnen Landungsbrücke Funchals, auf der uns eine freudig bewegte Menge Madeirenser beiderlei Geschlechts begrüßte, die kein größeres Vergnügen kennen, als die Ankunft der Passagiere zu erwarten, diese zu betrachten und wohl auch zu belästigen, oft sogar in sehr bössiger Weise, was wir, dank unserer Unkenntniß des Portugiesischen, zum Glück nicht zu verstehen brauchten. Vergnügt wie die Kinder, nach achttägiger Reise festes Land unter den Füßen zu haben, stürzten wir, immer der Führung unseres, hiesiger Sitten kundigen Führers folgend, — wohin? Natürlich dahin, allwo man deutsches Bier frisch vom Faß und ein gutes Frühstück bekommen konnte, d. h. nach dem Hôtel Milles Corno, dem einzigen, das in Funchal auch während der Sommer-Saison geöffnet bleibt.

Ueber 'das Juwel des Atlantic', wie die Bewohner Madeiras ihre schöne Insel nennen, ließen sich ganze Bände schreiben, namentlich wenn man Zeit gehabt hätte, deren Anneres zu bereifen, das an Naturschönheiten jeglicher Art überraschend reich sein soll. Da aber unser Dampfer seinen Passagieren nur einen halben Tag ließ, um Funchal zu besichtigen, so muß ich mich wohl begnügen, in kurzen Worten die Vorgüge der 'Nieseln-Wellen' des Atlantic' zu rühmen. In der That verdient unter den verschiedensten klimatischen Kur-Orten Madeira zweifellos am allerbesten diese ehrenvolle Benennung. Es giebt kaum noch einen Platz in der Welt, wo so viel günstige Bedingungen für das Wohlergehen Brustkranker zusammenstreffen. Vor allem natürlich die wundervolle Gleichmäßigkeit der Temperatur, die sich zwischen 12 bis 28 Grad Reaumur hält; dazu gestellt sich ein anderer unschätzbbarer Vorzug: die totale Abwesenheit des Staubes, was auf die angegriffenen Lungen unendlich wohlthunend wirkt. Alle Straßen Funchals sind nämlich mit kleinen, spitzen Steinchen gepflastert, die für den Fußgänger und dessen Stiefel wohl wenig Angenehmes bieten, dafür aber eine in südlichen Gegenden sonst unbekannt Sauberkeit ermöglichen. Gefahren wird in den recht heil auf und abkletternden, engen Gassen nur auf hölzernen, mit zwei Ochsen bespannten Schlitten. Für schwächere oder faulere Menschen giebt's außerdem Tragbahnen, für Liebhaber der edeln Reitkunst Pferde ganz leidlichen Aussehens und zu leidlich billigen Preisen. Es wird überhaupt sehr viel in Madeira geritten. Sogar die zahllosen Priester und Mönche, von denen Funchal, wie alle übrigen portugiesischen Städte, förmlich wimmelt, reiten, in ihren langen schwarzen Röden und seltsamen Hüten, ebenso flott drauf los, mit einer Cigarre im Munde, wie mancher europäische Cavallerie-Offizier. Auch das Rauchen ist sehr verbreitet, so daß man alle Bauernfrauen, oder halbnackte, sechsjährige Jungen, mit einer Cigarette sehen kann. Ja, besonders erregte Raucher gehen sogar baden, ohne die Cigarre niederzuliegen. Am seltsamsten jedoch berührt einen der Anblick verschiedener barfüßiger Pferdebermieter oder Wegweiser, die im vollen Trabe hinter den Thieren stundenlang bergauf, bergab laufen, wobei sie immer noch dicke Rauchwolken aus ihrer Cigarre blasen.

Reisenden Europäern bietet das schon oben erwähnte englische Hôtel Corno jede Bequemlichkeit für den gewiß nicht übertriebenen Preis von 14 000 Reis (etwa zehn Mark unserer Währung) pro Tag. Darunter ist volle Pension verstanden, d. h. Logis, Servis, Frühstück, Lunch und Dinner, alles in bester und ergiebigster Weise angeordnet und servirt. Zehn Mark pro Tag ist gewiß nicht zu theuer für eine komfortable Pension. — Man soll sich nur nicht durch die pompösen Tausende, mit denen die Bewohner Madeiras nur so um sich werfen, verblüffen lassen. Es macht den Portugiesen offenbar Vergnügen, mit so hohen Summen zu wirtschaften und für jedes Glas gleich ein paar hundert 'Milreis' zu verlangen. Im Grunde sind diese 'Milreis' eine recht bescheidene Sache, da das ganze Tausend Reis noch nicht eine Mark werth ist. Das hindert zwar nicht, daß es in Portugal Vant-Bills zum Preise von fünf Reis giebt, d. h. Papiere, die nicht einmal einen Pfennig Werth haben. Eine bessere Illustration für den gegenwärtigen Zustand der portugiesischen Finanzen kann man gar nicht erfinden. Aber der Portugiese fährt fort, stolz wie ein Spanier zu sein und mit Niesenzahlen um sich herumzuwerfen, und zwar so gründlich, daß er, um ein Regiment von fünfhundert Reitern zu bezeichnen, ganz pompös sagt: „Es waren zweitausend Pferdefüße zum Manöver ausgeschickt.“ — Wegen die Richtigkeit dieser Multiplication läßt sich natürlich nichts einwenden; man gewöhnt sich auch schließlich daran, wenn es zu-

erst auch sehr seltsam berührt, für eine Portion Eis gleich 400 Reis bezahlen zu müssen.

Außer dem Hôtel Corno, dessen Garten einen der hübschesten Aufenthaltsorte Funchals bildet, existiren noch eine deutsche Pension, 'Bella vista', die jedoch nur während der Winter-Saison geöffnet ist, und ein Nieseln-Hôtel, 'Saneta Clara', etwas abseits von der Stadt, am Ufer des Meeres. Auch möblirte Privat-Wohnungen giebt es genug, doch muß man natürlich bei deren Miethung keinen europäischen Comfort erwarten. Die Lebensmittel sind vortreflich und billig. Fische, Fleisch, Obst und Gemüse ist zu jeder Zeit und das ganze Jahr hindurch frisch zu bekommen, allein die einheimischen Kochkünstler dürften man keinem zartbeiziteten Magen empfehlen, und die auf Privat-Wohnungen reflectirenden Europäer müßten schon Dienstboten mitbringen.

Viele Gesellschafts-Vergnügungen bietet die Insel allerdings nicht. In Funchal existirt zum Zwecke der Erheiterung des p. p. Publicums ein Theater, in dem etwa drei Mal im Jahre eine Lissaboner Gesellschaft zwölfte Ranges eine Serie von je zwölf Vorstellungen giebt, dann ein reizender Stadtpark, wo zwei Mal wöchentlich die Militär-Kapelle spielt, — und das ist so ziemlich alles, wenn man die Excursionen in die wunderschönen Umgebungen nicht mitrechnet will.

Alles in allem ist Madeira als Kranken-Station durchaus zu empfehlen, schon weil die aufregenden Nachrichten von dem europäischen Vertriebe nur gründlich abgekühlt dort ankommen. Es giebt zwar auch Madeirenische Zeitungen, doch sah ich im 'diario da Funchal' als letzte literarische Novität 'Graf Monte Christo von Alexandre Dumas Vater' stehen, und auch die politischen Artikel sollen ähnlich zeitgemäß sein. Die Briefe kommen zwar ziemlich regelmäßig alle zehn bis zwölf Tage von Lissabon her, indeßen werden sie nicht etwa durch allzu eifrige Postboten ausgetragen, sondern bleiben ruhig liegen, bis einer der Beamten zufällig an einer der angegebenen Adressen vorbeigeht. Sollte aber ein Ungeduldiger sich persönlich bei der Post präsentiren, so wird ihm mit größter Lebenswürdigkeit, und ohne daß man irgend eine Legitimation verlangt, das ganze Pack eingelassener Sendungen eingehändigt, damit er selbst die für ihn bestimmten auswählen kann, während der Postbeamte ruhig seine Sesta weiter hält. — So patriarchalisch gemüthlich geht es hier ziemlich überall zu, und die jungen deutschen Kaufleute, die das Schicksal nach Madeira verschlug, werden in dieser idyllischen Ruhe so wohlgenährt und bequem, daß sie kaum noch aus ihrer Hängematte herauszubringen sind. Wie man sieht, könnte Funchal ebenso gut eine Heilanstalt für Nervenranke als für Schwindkürchtige werden. Leider zwang uns das unerbittliche 'Tuten' des Nebelhorns, das die säumenden Passagiere an Bord juridictief, zur Abreise, ehe wir das Heiljame dieses paradiesischen Faulenzlerlebens an uns selbst gespürt hatten. — Wir verließen dann die schlafende Insel nach einem tüchtigen Schlaf 'achten' Madeira-Weines, der übrigens noch viel 'echter' sein würde, wenn er nicht schon hier mit einem tüchtigen Schuß von 'echtem' deutschen Kartoffel-Spiritus' vermischt wäre.

Zum Schluß erwähne ich noch eine rühmliche Eigenschaft der 'schlafenden Insel', nämlich die Abwesenheit alles Gethiers, das die übrigen tropischen Gegenden verleiht. Hier giebt's weder Schlangen, noch Tausendfüßler, nicht einmal Moskitos. Man kann sich auf jeden Stein ruhig setzen und unter jeden Baum lagern, ohne Gefahr zu laufen, einen lästigen Scorpion in den Kleidern mit nach Hause zu schleppen. Man muß mit solchem Gezücht in den tropischen Gegenden Bekanntschaft gemacht haben, um die glücklichen Bewohner des subtropischen Madeira ob deren Abwesenheit zu beneiden und Funchal allen Freunden des Südens, die zugleich Feinde des giftigen Gethiers sind, doppelt zu empfehlen.

Nachdruck verboten.

Die Stellung der Frauen in China.

Von Adolph Schulze.

Noch immer sind wir geneigt, in den Bewohnern Chinas ein Volk von Barbaren zu sehen, während uns ihre allerdings fremdartige Cultur nicht nur durch ihr tausendjähriges Alter, sondern auch durch ihre innerliche Abgeschlossenheit Achtung abnötigen sollte. An den Männern Chinas finden wir den Pöps, an den Frauen den verkrüppelten Fuß lächerlich, — Pöps und Haarbeutel aber haben wir selbst erst vor nicht vielen Jahrzehnten abgelegt, und der vernunftwidrige Schuh verringert noch heute oft die Bewegungs-Fähigkeit unserer Damen und zwingt den Fuß in unnatürliche Formen.

Was den Beobachter chinesischer Sitten nun vor allen Dingen anzieht, das ist das Familien-Leben des Volkes der Mitte und damit die Stellung seiner Frauen.

In Europa bilden im allgemeinen Eltern und Kinder die Familie, einen in sich abgeschlossenen Hausstand. Mit der Verheirathung scheiden die Kinder aus dem elterlichen Hause und gründen den eigenen Herd. In China verlassen nur die heirathenden Töchter das heimische Nest, die Söhne aber bleiben zu Hause und bilden nebst ihren Frauen und Kindern mit den Eltern und Großeltern eine einzige Familie, deren Oberhaupt jederzeit das älteste Mitglied ist. Hiernach versteht man, daß in China eine Familie oft sehr zahlreich werden kann, und je mehr Mitglieder sie zählt, um so höher wird sie geachtet. Jede Familie hat ihre besonderen Satzungen, eine Art geschriebenen Statuts, auf Grund dessen sie regiert und ihr gesamtes Einkommen verwaltet wird. Das einzelne Mitglied besitzt nie Vermögen, sondern alle Einkünfte fließen in die Familien-Kasse, und ebenso werden sämtliche Ausgaben aus dieser bestritten. Demgemäß heißt es auch in China nicht: 'Dieses Haus, oder dieser Ader gehört dem A. N.', sondern: 'der Familie A. N.' — Der Begriff der Familie ist also im Reiche der Mitte weit ausgedehnter und umfassender als in Europa; er deckt sich ungefähr mit den patriarchalischen Verhältnissen, wie sie zu Abrahams Zeiten im Lande Kanaan existirten.

Wird die Eintracht in der Familie durch irgend welche Umstände gefährdet, ist die Ordnung in ihr nicht aufrecht zu erhalten, so gestattet das Gesetz die Theilung des gemeinsamen Vermögens. In diesem Falle erhalten sämtliche männlichen Mitglieder den gleichen Antheil, die weiblichen dagegen gehen vollständig leer aus. Diese scheinbare Ungerechtigkeit erklärt sich dadurch, daß der Begriff 'Mitgift' in China vollständig unbekannt ist und

alte Jungfrauen und Jungfern als phänomenale Erscheinungen betrachtet werden. Die Frauen bleiben bei ihren Männern, die Töchter bei den Eltern und die Witwen bei ihren Kindern oder sonstigen nächsten Anverwandten; irgend welche Conflicte in dieser Beziehung sind vollständig ausgeschlossen. Die Frau braucht eben kein Vermögen, weil sie stets einer Familie angehört, von deren Vermögen sie ebenso gut Nutzen zieht, wie jedes andere Mitglied. Die Wahl der Gattin ist in China nicht Sache des heirathsfähigen jungen Mannes, sondern sie fällt den Eltern zu. Maßgebend dafür sind einzig und allein Rang, Stellung und Ansehen der Familie der Braut und persönliche Eigenschaften. Vermögen bringt die Braut niemals ein; dieses bleibt, abgesehen von den Hochzeitsgeschenken und einer standesgemäßen Ausstattung, stets in der Familie. Geldheirathen kennt man nicht.

Bei uns ist noch vielfach die Meinung verbreitet, die chinesische Frau sei eine lächerliche, groteske Erscheinung, die, auf ihren verküppelten Füßen einherwatschelnd, an das Haus gebunden sei und lediglich die Bestimmung habe, die menschliche Rasse fortzupflanzen. Das ist ein großer Irrthum. Das Einschnüren der Füße kommt nur vereinzelt und auch nur in den vornehmen Familien vor. Im allgemeinen kann die chinesische Frau ebensogut gehen und laufen wie ihre europäische Schwester, und ebensowenig ist sie ängstlich an das Haus gebunden. Sie geht nach Belieben aus, läßt sich in ihrer Sänfte spazieren tragen und hält sich nicht einmal in einer Schleier, um sich gegen indiscrete Blicke zu schützen. Freilich benützt sie die Gelegenheit zum Ausgehen nicht so häufig wie die abendländischen Frauen; das kommt aber einerseits daher, daß das Familien-Leben ein noch innigeres ist als bei uns, und dann auch, weil in den, meist mit großen, schönen Gärten umgebenen chinesischen Wohnungen verhältnismäßig mehr für Zerstreuung und Unterhaltung gesorgt ist als in Europa. Die Chinesen sind eben von Natur häuslicher als die Abendländer; ihre ganzen religiösen, staatlichen und gesellschaftlichen Traditionen sind auf das Familien-Leben zugeschnitten. Und eben auf ihrem Einfluß in der Familie beruht auch die sociale Stellung der chinesischen Frau. Schon von der zartesten Jugend an erhalten Knaben und Mädchen eine geforderte Erziehung; jene werden gewissermaßen für das Äußere, diese für das innere Leben, für die Familie vorbereitet. Die Chinesen sind der Ansicht, daß die tiefere Wissenschaft für die Frau eine unnütze Last sei. Ihren Anschauungen zufolge braucht die Frau sich nicht zu vervollkommen, sondern sie wird im gewissen Sinne vollkommen geboren, und sie würde in der Wissenschaft niemals weder die Herzengüte noch die Keuschheit, die beiden ihr von der Natur vorbehaltenen, unumschränkten Gebiete des häuslichen Herdes, kennen lernen. Eben diesen Grundsätzen gemäß beschränkt sich der Wirkungskreis der chinesischen Frau hauptsächlich auf die Familie; hier aber ist ihr Einfluß auch oft bei weitem nachhaltiger und tiefer als der der abendländischen Frauen, schon deshalb, weil die Familie die Grundlage für das gesammte staatliche und gesellschaftliche Leben bildet. Man könnte sagen, die chinesische Gesellschaft bestehe nicht aus Individuen sondern aus Familien. Diese Zusammengehörigkeit der Familie äußert sich u. a. auch darin, daß die chinesische Frau berechtigt ist, die Abzeichen des Ranges zu tragen, den ihr Gatte im Staate und in der Gesellschaft einnimmt. Ja noch mehr: Wenn es ihren Kindern gelingt, sich eine höhere Lebensstellung als die der Eltern zu erringen, so rüden die letzteren ebenfalls zu dieser Stellung empor, und selbstverständlich genießt die Mutter in solchen keineswegs seltenen Fällen dieselben Rechte und Vorzüge wie die Gattin. Auch der Adel, der in China häufig für besondere Verdienste verliehen wird, hat die gleiche rückwirkende Kraft. Nicht die Kinder erben ihn, wie in Europa, sondern die Eltern werden um des Verdienstes ihrer Nachkommen willen mit geadelt. Man wird gestehen müssen, daß diese Einrichtung theoretisch logischer ist, als die entsprechende umgekehrte Ordnung in Europa. Aus diesen Thatfachen läßt sich erkennen, auf welchen Bahnen die chinesische Frau vor allen Dingen das Ziel ihres Ehrgeizes suchen wird: nämlich in der Erziehung ihrer Kinder und in der Anspornung ihres Gatten. Und unsere Leserinnen, welche ihre eigene Macht kennen, werden selbst am besten wissen, was eine kluge Frau innerhalb dieses Rahmens zu leisten vermag. — Im Kreise der Familie ist die Frau in China aber auch in anderer Hinsicht lange nicht den Beschränkungen unterworfen wie in Europa. Die chinesische Frau kann den Gatten überall vertreten, wo es sich um Familien-Akte handelt. Das Gesetz gestattet ihr, zu kaufen und auch die gemeinschaftlichen Güter zu veräußern; sie kann Handelsgeschäfte abschließen, die Kinder verheirathen, ihnen beliebige Hochzeitsgeschenke bewilligen, kurz, sie ist mit einer großen, weitgehenden Autorität ausgerüstet.

Der General Tscheng-Ki-Long, der seine Kenner auch der abendländischen Frauen, constatirt in seinem bekannten Werke über sein Vaterland ausdrücklich, daß die Frauen in China ebenfalls Ewaldtüchter sind, insofern man nämlich unter solchem Ausdrucke die instinctive Neigung versteht, die Herren der Schöpfung zu beherrschen. Und wenn man nun bedenkt, welchen Spielraum das Gesetz und die gesellschaftlichen Institutionen seinen Landsmännern einräumen, dann wird man es begreiflich finden, wenn die chinesische Frau es zu verschmerzen weiß, daß sie die Empfangssäle der Gesellschaft, wo die Europäerin sich mit all dem Zauber ihres Geschlechtes schmückt, um die Bewunderung zu fesseln, nicht kennen lernt. „Die Hauptstadt hat viele Reize, aber der häusliche Herd hat den feinsten immer,“ sagt ein chinesisches Sprichwort. Damit ist nun der Unterschied zwischen der Stellung der Frauen im Reiche der Mitte gegenüber ihren europäischen Schwestern am besten gekennzeichnet. Nach außen hin mag ihre Stellung bescheiden sein, in Bezug auf das Familien-Leben aber wird die chinesische Einrichtung zweifellos auch den Weisheit einer deutschen Frau finden können.

Nachdruck verboten.

Charakter-Köpfe.

Zu den Zeichnungen von Emil Terzhat. — Siehe Seite 25.

Kann man einen Charakter-Kopf haben, auch wenn man keinen Charakter hat? Das wäre nun so eine Frage, die das Entzünden der mittelalterlichen Scholastiker gebildet und ihnen die Anregung zu den schönsten und didactischsten, in Schweinsleder zu bindenden Werken geboten haben würde. Etwas ist gewiß daran, wenn schon nicht viel,

daß die Seele sich auch ihre Physiognomie bilde oder doch wenigstens dieser ihren Stempel antrage. Wie ist es aber nun mit dem Spiegel der Seele, mit dem Ausdruck des Charakters, wo Seele und Charakter fehlen? Vergessen wir eins nicht: für den bildenden Künstler, schaffe er nun mit Pinsel oder Meißel, mit Stift oder Feder, ist oft, sehr oft, die Charakterlosigkeit der schönste Charakter, und Charakterlos sein, heißt gewöhnlich, sehr charaktervoll und charakteristisch sein. Damit ist auch erklärt, daß es unserer Zeit trotz der Noth an Charakteren doch nicht an Charakter-Köpfen fehlt. Ein Charakter-Kopf ist bald etwas.

Wätern wir einmal in dem Wander-Skizzenbuche eines jährenden Künstlers, wie es Terzhat ist, und wir werden uns mit Vergnügen davon überzeugen. Da verläßt er beispielsweise in Franzensbude den Waggon, um sich durch die dichtgedrängte Menge den Weg zur Restauration zu bahnen, und dabei fällt ihm ein an der Thüre stehender Infanterist auf, der so unsagbar dumm und dabei doch verschmigt in die Welt schaut, daß es geradezu unverzeihlich wäre, ihn nicht in das Skizzenbuch hineinzuzeichnen. Man sehe sich doch nur die Mißgung an. Wäre es nicht ein unersehlicher Verlust für die Menschheit, wenn ihr dieser Charakter-Kopf vorenthalten worden wäre? Wer den Menschen ein frohes Lächeln entlockt, ist zu ihren Wohlthätern zu rechnen. Wir zählen unseren trefflichen Infanteristen unbedenklich zu den Wohlthätern der Menschheit.

Wenn der Künstler das Skizzenbuch einmal aufgeschlagen hat, wird er es gewiß nicht wieder zuklappen, ohne sich des eben anwesenden Lieutenants ebenfalls zu versichern; und kann er nicht die Vorderansicht haben, so begnügt er sich mit der Rückansicht. Und merkwürdig, ein Charakter-Kopf ist es doch geworden, und wäre es nicht dieser Lieutenant, so wäre es ein anderer, ein Lieutenant überhaupt geworden. Bei alledem aber, — und hier machen wir dem Künstler unser Compliment, — ward es ein bestimmter und für seine Bekannten trotz der Rückansicht nicht zu verkennernder Lieutenant.

Der Dritte im militärischen Dreieck ist ein fecher Gefreiter mit der schlanken Kaiser-Cigarre zwischen den Lippen und dem Virginia-Stroh hinter dem Ohre, ein Augentrost für warmfühlende Köpfe.

Unser Künstler fährt weiter und gelangt in das schöne grüne Buschthal. Dort fällt ihm zuerst, und deshalb hätte er nicht so weit zu reisen gebraucht, das Urbild eines großstädtischen Gigeris auf. Man nimmt ihr mit zum Wohle der Menschheit. Warum sollen denn andere Leute nicht auch an ihm sich erbauen? Er ist in seiner Art so vollendet, daß es ein Irrthum wäre, sein Bildniß einer geachteten Welt zu entziehen. Gleich nach ihm wird der alte Bauer mit der Pispelmütze festgenagelt. Na, der Apoll vom Helvedere sieht etwas anders aus, und beim weisen Bias wird sich der Geist wohl auch eine andere Form gebildet haben; dabei wagen wir aber doch nicht ohne weiteres zu entscheiden, wer von beiden klüger oder schöner aussieht, der alte Bauer oder das Gigerl.

Es geht weiter landeinwärts, und man rückt den schneehauptigen Bergriesen auf den gewaltigen Leib. Der wohlbeleibte Führer, an den man da gerathen, ist vom künstlerischen Standpunkte, und wohl auch sonst, nicht zu verachten. Wie er so seine kurze Peitsche zwischen den Zähnen hält und den Nacken schleppt, macht er einen ganz vertrauenswürdigem Eindruck, obgleich man sich im allgemeinen einen Führer wohl etwas mobiler vorstellen mag. Der Mann neigt entschieden zum Embonpoint, er sollte sich Bewegung schaffen.

Den Schluß macht ein ziemlich unheimlicher Geselle, bei dem die Spielhahn-Feder doch etwas bedrohlicher nicht, als bei dem biederen Führer. Er blickt nicht allzu sanft darein, und wenn man ihn ansieht, ist man nicht abgeneigt, die Wilderer- und Schmutzger-Geschichten zu glauben, die von ihm erzählt werden. Aber, unter uns gesagt, die meisten fallen, wie ich glaube, doch unter die Rubrik „Nägelatein!“

Nachdruck verboten.

„Komm her, Blässe!“

Zu dem Bilde von Ernst Reihner. — Siehe Seite 28.

Die Amaranth hat erfahren, daß ihr der Andreas unten geworden. Die Sonntagsnacht ist er in Zell zum Tange gewesen. So haben es ihr die Bienen auf die Alm brühwarm hinaufgetragen, von der sie nicht herunter darf. O, sie ist herbenunglücklich!

Es hat ihr keine Ruhe gelassen; in aller Herrgottsfrühe ist sie schon auf und hält jetzt ihren Kummer mit in's Waschfaß hinein, in das manches Thränenlein rollt. Die Wollenschwaden umwohen den Berg. Die Sonne bricht hervor und wird den Rebel zertheilen, — nur nicht für die Amaranth.

Da klingeln sanft die Blässe und die Liefse heran. Amaranth und die Blässe sehen auf besonders vertrautem Fuße mit einander; offenbar ahnt die brave Kuh, daß etwas mit ihrer Freundin nicht geheuer ist.

„Komm her, Blässe!“ ruft Amaranth und schaut feuchten Auges vom Waschfaß auf.

Freilich, wenn man so ganz von bitterem Herzeleid bedrückt wird und die Menschen haßt, da kann selbst das liebe Vieh zum Tröster werden.

Brummend setzt Blässe sich bis an den plauschenden Brunnen-trog in Bewegung und beschnuppert Amaranth's Finger, wobei dahin gestellt bleiben mag, ob dies den Handkuß einer theilnehmenden Freundin bedeuten soll, oder auf irgendwelchen erwartungsvollen, materiellen Motiven beruht.

Amaranth aber erkennt nur das Edle in Blässens Liebsosung. Sie schlingt ihren Arm um den feinhaarigen, braunen Hals des Thieres und weint, daß sich jeder Stein auf der Alm über sie hätte erbarmen müssen.

Blässe hält nachsüß, wahrscheinlich denkt sie in ihrem Herzen, daß unglückliche Liebe doch ein recht's Kreuz sein müsse; dann geht sie wieder, da das Materielle ausblieb, tiefinnig ihren Pflichten des Kräutersammelns nach, deren gewissenhafter Erfüllung man ihre gute Milch verdankt.

Als sie in der Abenddämmerung, die Kinnladen rhythmisch bewegend, nicht weit von der Hütte im Grase ruht, ist sie nicht wenig erschauert, plötzlich den Andreas auf die Alm steigen zu sehen und bald darauf die unglückliche Amaranth hellauf juchzen zu hören!

Zu der nächsten Frühe nickt ihr die Amaranth strahlend zu. „Gut, Blässe, heut schau' i anders aus? Ja, ja, garnit wahr ist's g'it! O, die Schandmüller, die!“

Die Blässe aber schlägt sich mit der Schwanzquaste die schon früh heranschwärmenden Fliegen verächtlich ab, als ob sie wieder philosophiren wollte: „Nur ihr Geschmeiß! Ihr seid nicht besser als die Menschen! Gott sei Dank, daß ich nur eine so alte, eheliche Kuhhaut geworden bin!“



Fragen.

Cigaretten-Rauchen. — Mit welchem Rechte erklärt man es für weiblich, daß Damen rauchen, und mit welchem Rechte vertheidigt man in demselben Athem diese Gewohnheit bei den Herren der Schöpfung? Eine Freundin des Cigaretten-Rauchens.

Anthologie. — Ich möchte mir gern eine gute Gedichtsammlung anschaffen. Es giebt aber so zahllose Anthologien, daß man kaum weiß, welche man wählen soll. Kann die Redaction mir nicht eine gute neuere Anthologie empfehlen? Auf Illustrationen verzichte ich. Käthe.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Reinigungsverschiedenheit (24). — Da Sie in der Praxis den Wank Ihres künftigen Herrn Gemahls auf jeden Fall sich fügen wollen, — wie wir, nebenbei bemerkt, sehr verständig finden, — so scheint uns die Küchenfrage in der Hauptsache bereits genügend erledigt zu sein, da die Liebe Ihnen den Kochtöfel führen hilft, so brauchen Sie mit dieser besten aller Lehrmeister auch für den ersten Erfolg keine Sorge zu tragen. — Aber nun ein paar Worte zu der ‚Theorie‘. Ihr Herr Ehemann hat vollkommen Recht! Ueberlegen Sie sich die Sache doch einmal. Sie wollen sich einer der besten Seiten Ihres Heims berauben, auf dem eigenen Herd im wirklichen Sinne des Wortes, verzichten? — Ist das eine untergeordnete Arbeit, in die man so viel liebende Fürsorge hineinsteckt mit der man so viel Begehren erwecken kann? Der Leib besigt ebenfalls keine berechtigten Ansprüche wie der Geist; ist es jenem nicht wohl, fühlt dieser sich auch kaum beglückt, und der Mann, der ein solches Mahl genossen hat, dürfte schwerlich dazu neigen, sich mit Ihnen an's Sonne Gomer's zu erheben. Umgekehrt aber verleiht eine vernünftige Freibildung des Körpers ebenfalls den Geist in die empfänglichste und mittheilsamste Verfassung. Wer gezwungen war, Jahr auf Jahr Restauration-Essen zu genießen, wird Ihnen sagen, daß dies auf die Dauer eine zu widerwärtige Sache ist, mag das Ding zuerst auch noch so glänzend und dabei bequem und billig aussehen. Einfache und zugleich schmackhafte Nahrung, bei zutraglichem Wechsel den individuellen Geschmacks- und Gesundheits-Verhältnissen Rechnung tragend, giebt es fast nur in der Familie. Dazu kommt die trauliche, durch nichts Fremdes gekörte Stimmung im Hause, in dem man selber gebietet. Der uralt's Jander der eigenen Feuerstätte erheitert noch heute; wo eine glückliche Familie ansetzt, da wird man auch feststellen können, daß die Stunden des gemeinsamen Mahles zu den Glanzpunkten des Tages zählen. — Die Hausfrau braucht ja nicht immer selbst am Herde zu stehen; allein sie muß ihn überwachen können; sie muß wissen, durch welche Speisen sie ihren von Arbeitsschick gebrühten Gatten aufheitern, seinen Körper pflegen kann; sie darf es nicht verlagern, selbst zu bereiten, was aus ihrer Hand am vollkommensten ist, sogar wenn die Einbildung dabei eine Rolle spielt für solche Fürsorge wird sie immer Belohnung finden und auch noch hinreichend Zeit haben, auch die geistige Kameradin des Mannes zu sein, falls sie sonst dazu beauftragt ist. Auf diesem einfachen, alten, leichten verkannten Wege hat die Frau noch immer am leichtesten nicht in ihre Arbeitbereitschaft, nein, ihre Ueberlegenheit im Hause errungen, indem sie sich unentbehrlich machte und eine Flamme der Dankbarkeit neben die ihrem eigenen Gatte Wärme und Licht schuf. Man kann es den jungen Mädchen gar nicht dringend genug an's Herz legen, daß sie solchen, so losen lernen sollen! Nicht allein des materiellen Inhalts halber, sondern hauptsächlich wegen der vielen idealen Güter, die dieser scheinbar so kalte Gegenstand in sich schließt. Mit der höchsten Verbreitung der Kunst ist allerdings die ‚Frauenfrage‘ noch lange nicht gelöst, ohne Frage würden manche Frauen dann eher Männer und vor allem bessere Männer finden. — Mögen Ihnen, junge Braut, diese Worte, die ja tausend Mal gesagt, aber, wie es scheint, noch immer nicht oft genug gepredigt sind, die Ueberzeugung erwecken, daß die Beforgung des eignen Herdes keineswegs eine saure Pflichterfüllung bedeutet, sondern ein der schönsten Frauenrechte, ein Recht, das Sie sich gar nicht rauben lassen dürfen, selbst wenn ein materialistischer Gatte dies thun wollte. Ein materialistischer! Ihr Zufälliger aber, und dazu gratuliren wir Ihnen, scheint Poesse zu besitzen.

Amtsrichter 2. O. Opreuchen. — Bezüglich des kais. russischen Hofstaats verweisen wir Sie auf folgende Aufzeichnungen: Am 1. Jan. 1894 bestand dieser Hofstaat aus 1 Oberkammerherrn, 5 Oberhofmeistern, 1 Oberkammerdiener, 1 Oberjägermeister, 1 Oberhofmarschall, 1 Oberkammerdiener, 1 Oberhofmeister, 35 Hofmeister, 17 Stallmeister, 6 Jägermeister, 1 Director der kaiserlichen Theater, 2 Ober-Ceremonien-Meister, außerdem aus 16 Personen in der Stellung von Hofmeistern, 1 Hofmarschall, 26 Personen in der Stellung von Stallmeistern, 9 Personen in der Stellung von Jägermeistern, 9 Ceremonien-Meistern und 8 Personen in der Stellung von Ceremonien-Jüngern, 173 Personen mit dem Range von Kammerherren, 249 Kammerjüngern, 24 Hofräthen, 23 Hofgehilfen, 10 Staatsdamen, 4 Kammerfräulein nebst 180 ‚einjährigen‘ Fräulein.

Colonial-Freund in Schwaben. — Eine deutsche Gesellschaft legt in Tanga in Deutsch-Ostafrika auf ihrem Lande Regendörfer an, sei es von befreiten Sklaven, sei es von anderen Zugewanderten. Jedes Dörfchen wird einen deutschen Schullehrer bekommen, der es mit europäischer Ordnung und christlichem Sinne leiten soll. Zu diesem Amte sind drei Höflinge des syrischen Waisenhauses in Jerusalem ausgewählt. Wie verlautet, hat sich der Vorstand des syrischen Waisenhauses in Würdigung des trefflichen Unternehmens der Gesellschaft, gern bereit erklärt, auch künftighin geeignete deutsche Schullehrer für Deutsch-Ostafrika abzugeben. Ob diese die bisherigen ‚Zumben‘ (Vorvorsteher) ersetzen können, die durch Stammes-Angehörigkeit und genaue Kenntniß des Regerrathes naturgemäß größeren Einfluß gewinnen, muß eben die Zukunft lehren.

N. N., Innsbruck. — Die Kollschuhe sind neuerdings in England sehr verbessert worden. Ein dortiger Erfinder hat den Rädern der Kollschuhe die bei den Fahrrädern üblichen, elastischen und mit Luft gefüllten Radkränze gegeben und will damit die Anwendung auf jedem einmühen widerstandsfähigen Boden möglich machen. Die Räder haben auch aus keine beträchtliche Größe; sie sind je zwei hinter einander in der Mittelachse des Kollschuhes angeordnet. In den Straßen von Birmingham sollen mit diesen neuen Fahrzeugen als Maximum etwa 10 Kilometer in der Stunde zurückgelegt werden sein.

Oberst v. W., Wien. — Das fürstliche Haus Löwenstein-Wertheim zerfällt in die Linien Löwenstein-Wertheim-Freudenberg und Löwenstein-Wertheim-Rodorf oder -Koblenberg.